Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./I./44 gültig.

S. i. a. p.
Biblioteca Comunale
"Vincenzo Joppi"
Udine
Via Bartolini

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

Verlag und Schriftleitung: Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher Triest u. auswärtige italienische Gespräche Zivil-Netz (Telve) Nr. 90829 u. 93808; für auswärtige deutsche Gespräche, über Militär-Netz N. 210. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8. Jägerstrasse 70. Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest. Postscheck: Triest Nr. 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 93 - Jahrgang 1 | TRIEST, Sonntag 16. April 1944 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Über 2 Milliarden für WHW und Rotes Kreuz

BERLIN

Während in den Feindländern Lohnforderungen, Streiks und machtpolitische Kämpfe die entfesselten innerpolitischen Leidenschaften verdeutlichen, ist die deutsche Führung in der Lage, einen wahrhaft stolzen Rechenschaftsbericht der Heimat vor aller Oeffentlichkeit abzulegen. In den jetzt veröffentlichten Zahlen des Kriegswinterhilfswerkes des deutschen Volkes 1942-43 und des Kriegshilfswerkes für das Deutsche Rote Kreuz 1943 erblicken wir ein geradezu überwältigendes Treuebekenntnis der Nation zu ihrer Führung. Wenn es überhaupt eines Nachweises dieser Einheit von Führung und Volk bedurfte, so ist er durch diese soziale Volksabstimmung erbracht.

Es ist kein Zufall, dass in den von Bombenterror heimgesuchten Gegenden des Reiches die Haltung und Opferbereitschaft Formen gefunden hat, die der geschichtlichen Grösse des Kampfes unserer Uebermacht entsprechen. Die Ergebnisse der Sammlungen unterstreichen diese Erfahrung auf das nachdrücklichste. Sie sind dort am grössten, wo die Brutalität der Luftgangster den Vernichtungswillen unserer Feinde am stärksten unterstreicht.

Das Gesamtergebnis des Kriegs-WHW 1942-1943 beträgt 1 595 743 508,34 RM. Beim Kriegs-WHW 1941-1942 wurden 1 206 793 752,16 RM erzielt. Es ist somit eine stete Steigerung des Ergebnisses um 388 949 756,18 RM, gleich 32 Prozent zu verzeichnen. Die Steigerung gegenüber dem letzten Vorkriegs-WHW 1938-1939 beträgt 161,5 Prozent.

Das Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz 1943 erbrachte insgesamt 470 663 439,13 RM gegenüber 357 412 945,84 RM im Jahr 1942. Die Steigerung beträgt somit 113 250 493,29 RM, gleich 31,7 Prozent. Im Vergleich zum ersten Kriegshilfswerk im Jahre 1940 ist eine Steigerung um 79,4 Prozent eingetreten.

Italiener werden in die Sowjetunion deportiert

Badoglio liefert Stalin Kanonenfutter: Soldaten-Transporte aus Neapel für die Rote Armee

(Eigener Bericht)

TETUAN

Ein Transport von Badoglio-Truppen wird in den nächsten Tagen von Neapel nach der Sowjetunion abgehen, berichtet ein aus Italien in Gibraltar eingetroffener britischer Kurier. Es handelt sich um italienische Soldaten, die Badoglio auf Grund eines Abkommens mit Wyschinski zusammen mit den noch in der Sowjetunion lebenden italienischen Kriegsgefangenen für die rote Armee zur Verfügung gestellt habe. Ein weiterer Transport werde in etwa einem Monat folgen. Eisenhower habe es seinerzeit abgelehnt, diese Truppen an der Front zu verwenden, da sie ihm nach seinen Erfahrungen als unzuverlässig erschienen seien.

Das Blut tausender italienischer Soldaten ist also der Preis, den Badoglio für die Anerkennung durch Moskau jetzt zahlt. Bekanntlich hat der Verrätermarschall sich bereits vor kurzem damit einverstanden erklärt, dass die italienischen Kriegsgefangenen in Sowjetrussland — es handelt sich um 50 bis 60.000 Mann — zum Kampf an der Seite der Todfeinde Europas gezwungen und die Badoglio-Deserteure aus dem Balkan an die bolschewistischen Banditen ausgeliefert wurden.

Gemeinderat von Neapel wird bolschewistisch

VENEDIG

In der letzten Sitzung des Gemeinderates von Neapel, so schreibt das kommunistische Organ «L'Avanti», hat der kommunistische Bürgermeister der Stadt die Parteidelegierten dahin verständigt, dass die Zusammensetzung dieser städtischen Körperschaft geändert werden müsse. Bisher hatten die Kommunisten 45 Prozent der Sitze inne. Der Bürgermeister verkündete jetzt, dass «dem wahren Volkswillen entsprechend die kommunistische Partei 75 Prozent der Abgeordneten in den Stadtrat senden werde. Eine Wahl sei gegenwärtig nicht möglich. «Zuverlässige Schätzungen», hätten jedoch ergeben, dass 75 Prozent der Bevölkerung Neapels kommunistisch seien, weshalb die Zahl der bolschewistischen Parteivertreter diesem Verhältnis angepasst werden müsse. Bezeichnenderweise nahmen die übrigen Parteien diese Uebernahme der unbeschränkten Macht durch die Kommunisten ohne Widerstand hin.

Präsident der italienischen Akademie ermordet

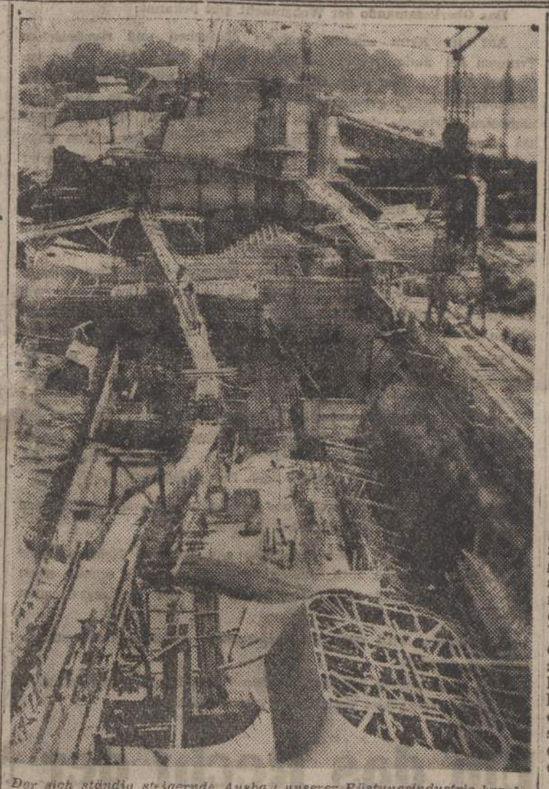
VENEDIG

Der Präsident der Staatsakademie von Italien, den Philosph Giovanni Gentile, wurde am Samstag in Florenz vor der Tür seines Hauses ermordet. Die Attentäter näherten sich Gentile auf Fahrrädern und gaben vier Schüsse ab, die den Tod sofort herbeiführten. Gentile war nicht nur der Leiter der vornehmsten italienischen Kultureinrichtung, sondern auch einer der bedeutendsten Vertreter der italienischen Wissenschaften. Sein philosophisches System stützte sich auf den deutschen Philosophen Hegel. Lange Zeit wirkte Gentile als Professor an der Universität Rom. Er bildete einen grossen Kreis von Schülern aus, die auch heute zum Teil an den italienischen Universitäten auf führenden Lehrstühlen sind. Trotz seines Alters stellte er sich dem Duce zur Verfügung, als er ihn zum Präsidenten der italienischen Akademie bestellte. Durch die feige Mordtat wurde nicht nur ein bedeutender Gelehrter und führender Wissenschaftler, sondern auch einer in seiner Menschlichkeit und seinem Charakter edelsten Italiener ums Leben gebracht.

Giraud tritt resigniert ab

VIGO

Wie gemeldet, hat Giraud den Posten eines Generalinspekteurs der französischen Armee, den man ihm als Trostpreis zugesprochen hatte, abgelehnt. Das sogenannte «Befreiungskomitee» habe ihn deshalb, was sein Kommando anbetrifft, zur Rede gestellt. Nach einem Reuterbericht soll Giraud einen Tagesbefehl an seine Truppen erlassen haben, in dem er sich von ihnen verabschiedet und resigniert erklärt «wegen militärischer Notwendigkeiten wurde das Oberkommando abgeschafft.»



Der sich ständig steigernde Ausbau unserer Rüstungsindustrie brachte einen starken Energiemehrbedarf mit sich. Die bestehenden Kraftanlagen mussten vergrössert und Neuanlagen erstellt werden. Ein riesiges Arbeitsprogramm wurde durchgeführt. Doch auf allen Fachgebieten wird weiter geplant und geschafft. Unser Bild zeigt über 15 Meter unter die Fluss-Sohle reichende Tiefbauten für die Gründung eines Flusskraftwerkes

Aufnahme: Scherl

Gespräch mit einem Attendisten

Von Dr. Kurt Honolka

TRIEST

Ich traf Herrn Mario vor dem Kaffeehaus. Er sass, sehr elegant, sehr gepflegt, an einem der kleinen Tischchen in der Sonne, trank einen Vermouth und schien teils gelangweilt, teils missvergnügt.

«Wie geht's?» fragte ich ihn.

«Ah — schlecht, sehr schlecht. Bei diesen Zeiten —»

«Was ist denn geschehen? Ist Ihr Haus von einer Bombe getroffen worden, oder —»

«Malen Sie den Teufel nicht an die Wand. Es ist schlimm genug, dass mein Vittorio jetzt zur Organisation Todt eingezogen wurde. Denken Sie nur, der arme Junge! Noch nicht einmal neunzehn Jahre, und schon muss er marschieren und arbeiten. Wenn ich daran denke, dass er da mit lauter fremden Burschen zusammenkommt, deren Familien man gar nicht kennt, vielleicht, ja sicher sogar mit ordinärem Arbeiterpöbel — es ist schrecklich. Und arbeiten, mit der Hacke oder dem Spaten in der Hand!»

«Möchten Sie denn lieber, dass er als Soldat an die Front geht?»

«Gott behüte, sind Sie wahnsinnig?»

«Ja, was soll er denn sonst tun?»

«Nun, ich habe mir vorgestellt, dass Vittorio in ein Büro eintritt, wenn erst ruhigere Zeiten kommen.»

«Es sind doch aber leider keinesfalls ruhige Zeiten — und bis dahin?»

«Ja, bis dahin müssen wir eben abwarten, in aller Ruhe abwarten.»

«Es scheint Sie dabei wenig zu stören, dass der Feind — derselbe Feind, wohlgemerkt, gegen den zehntausende Ihrer Landsleute über drei Jahre gekämpft und geblutet haben — indessen ein Drittel Ihres schönen Vaterlandes besetzt hält und nach allen Regeln der Amgot ausplündert, dass er tagtäglich mit seinen Bomben die herrlichsten Kirchen und Kulturdenkmäler einäschert, rücksichtslos und brutal tausende Zivilisten tötet und Hunderttausende obdachlos macht? Das alles stört Sie nicht?»

«Mein Haus ist noch nicht angegriffen worden, bitte. Aber natürlich ist es furchtbar, furchtbar! Nur, was kann ich schon dagegen tun, können Sie mir das sagen? Glauben Sie, dass es mir besser geht, wenn mein Vittorio irgendwo Bombenlöcher zuschaufelt, oder auch, wenn er mit dem Schiessgewehr oder der Handgranate gegen diese mächtigen Engländer und Amerikaner kämpft — o, wie leicht könnte ihm etwas passieren!»

«Ihre Vatersorgen in Ehren, aber sehen Sie nicht ein, dass man gerade in so schweren Zeiten den Blick über den persönlichen Kirchturmhorizont richten, dass man umso enger zusammenstehen und zupacken muss, um nicht unter die Räder zu kommen, da ja auch die Feinde nicht einzeln und persönlich gegen uns kämpfen, sondern trotz tausendfältiger, sozialer nationaler und imperialer Zwistigkeiten zusammenhalten, so sehr, dass die vornehmen Tories und die milliardenschweren Dollarkönige mit den verhassten, ordinären Bolschewisten gemeinsame Sache, ja vor ihnen Kniefälle auf dem laufenden Band machen? Nicht um Sie und nicht um mich geht es ja, sondern um unsere Völker — und auf diesem nur scheinbaren Umweg doch wieder um Sie und mich. Hat Sie das Fiasko Badoglios noch nicht belehrt, dass sich niemand ungestraft dem Krieg entziehen kann, so gern er auch möchte, so wenig als der Passagier eines in einen Orkan geratenen Schiffes aussteigen kann, weil ihm das Toben der Elemente zuwider ist? Ist Ihnen der 8. September 1943 keine Lehre gewesen?»

«Eine Lehre? Ich weiss es nicht, — ich fühle nur die Leere, die dieser Tag in meinem Denken zurückgelassen hat. Was ist noch Wirklichkeit, was Chimäre? Wo ist Wahrheit, wo Vernunft? Wem darf man glauben, an welche Ideale sich klammern, nachdem zweimal in so knapper Zeit das Oberste zu unterst verkehrt wurde? Ich will Ihnen gestehen, dass ich begeistert war, als wir Abessinien eroberten — nicht nur, weil sich die Erwerbung in der Bilanz meiner Exportfirma angenehm auswirkte. Ich will Ihnen auch gestehen, das ich aufatmete, als es im vorigen Hochsommer, nach dem 25. Juli hiess, nun wäre der Krieg für uns bald zu Ende. Natürlich weiss ich heute, was damals viele nur als unheimlich drohenden Schatten erfühlten: dass es Verrat war, und dass sich Verrat, wenn die Geschichte nicht ein aberwitziges Quodlibet der Unvernunft sein sollte, irgendwie, früher oder später rächen müsste — aber was nützt mir heute diese Erkenntnis? Ist sie mir ein Wegweiser? Eher ein Irrlicht. Sichert sie meine Zukunft? Im Gegenteil. Wundern Sie sich nicht, wenn ich seither ein Pessimist geworden bin. Ich glaube an gar nichts mehr, es sei denn an das Unglück, diese Zeit erleben zu müssen, und ich hoffe nichts, als sie möglichst fern von mir vorüberziehen zu sehen.»

«Ich fürchte, sie wird ihnen den Gefallen nicht tun.»

«Dann werde ich mich verkriechen, mich in meinen vier Wänden hermetisch abschliessen, um nichts zu hören und zu sehen!»

«Glauben Sie, dass die Bombe, die sich vielleicht gerade diese vier Wände zum Ziel ausgesucht hat, darauf Rücksicht nehmen wird? Geben Sie doch zu, dass ihre egozentrische Weltflucht feige und unvernünftig zugleich ist! Stellen Sie sich vor, alle ihre Landsleute dächten wie Sie: empfänden Sie es nicht als unwürdig und schmählich, Ihr Vaterland, Ihre heilige Stadt Rom ganz allein von einer fremden, wenn auch befreundeten Nation verteidigt zu wissen, während Sie mit den Händen im Schoss, ja ablehnend zusehen?»

«Schmählich oder nicht schmählich — das Hemd ist mir näher als der Rock, das sage ich Ihnen offen. Gut Ita-

Aus dem Inhalt

Gespräch mit einem Attendisten / Von Kurt *Honolka*
Eine Terrornacht in Berlin / Von Ursula von *Zedlitz*
Wo die Duse ruhen wollte... / Von Paul *Niehaus*
Die Schiffe müssen fahren / Von Mika *Waltari*
Lange Kriegsfuhr / Erzählung von Johann Peter *Hebel*
Smetana auf dem Heiratsmarkt / Novelle von Robert *Hohlbaum*
Die feindliche Handelsschiffahrt / Von E. W. *Goldstein*
Sowjetpläne im Iran / Von Georg *Streiter*
Das zweite Rom / Von Kriegsberichter Ludwig *Doering*
Humor - italienisch gewürzt / Karikaturen aus italienischen Blättern.

Bemerkungen zur Lage

Wettrennen zur Luft

ho. Noch bevor der nordamerikanische Unterstaatssekretär Stettinius in London eintraf, ging in der britischen Hauptstadt eine Konferenz zu Ende, deren Beratungsgegenstand für beide Partner von entscheidender Bedeutung ist. Roosevelt hatte unter Führung des Unterstaatssekretär Berle eine Kommission von Luftfahrtsachverständigen entsandt, die sich mit den Vertretern der zuständigen britischen Stellen mit Lord Beaverbrook an der Spitze über Fragen einer zivilen Luftfahrt nach dem Kriege beriten. Es bedarf wohl keiner besonderen Phantasie, um die gegebene Tatsache vorauszusetzen, dass es sich bei diesen Verhandlungen, bei denen die Initiative eindeutig auf der nordamerikanischen Seite lag, um einen Versuch Washingtons handelte, sich jetzt schon auch in der zivilen Luftfahrt nach dem Krieg einen Vorrang gegenüber dem britischen Verbündeten zu sichern.

Wenn auch über das Ergebnis der Verhandlung keine offizielle Mitteilung herausgegeben wurde, so hat sich aus britischen Pressekommentaren doch schon ohne Mühe herauslesen, welche Schwierigkeiten in der Behandlung in dieser heiklen Frage vorgelegen haben. So hat noch während der Konferenz die britische Nachrichtenagentur Exchange Telegraph u. a. eine Erklärung der britischen Kommissions für gemeinsame Luftfahrtpolitik veröffentlicht, in der sich diese Institution energisch gegen jede «einseitige wirtschaftliche Luftaufrüstung» aussprach, zu der das britische Empire durch die Verpflichtung, sein Weltsystem von Luftlinien ausländischen Gesellschaften zur Verfügung zu stellen, gezwungen werden könnte. Es wäre, so heisst es in dieser Erklärung weiter vor allem das Zugeständnis einer Behandlung Englands als «meistbegünstigte Nation» im Luftverkehr durch alle jene Staaten enthalten, die britische Flughäfen benutzen wolen. Es wäre, so heisst es zum Schluss, ein «ernstes Missverständis», wenn die an diesem wichtigen Nachkriegsproblem beteiligten Staaten annehmen sollten, die Frage der «Freiheit der Luft» könnte praktisch durch nordamerikanische Erklärungen geregelt werden. Diese Frage sei für «alle Beteiligten» nur dann zufriedenstellend zu lösen, wenn vorher die «verwickelten lebenswichtigen Probleme der internationalen Organisation» geklärt würden.

Welcher Art die «Probleme der internationalen Organisation» sind, ist unschwer zu erkennen, wenn man bedenkt, dass Englands gegenwärtige Luftfahrtindustrie zu einem grossen Teil aufgrund der Pacht- und Leihlieferung der Amerikaner entstanden ist. Dass die amerikanischen Kriegskapitalisten das Bestreben der Engländer, auf der Grundlage ihrer erweiterten Kriegsproduktion die spätere zivile Luftfahrt aufzubauen, mit Misstrauen verfolgen, ist bei den ausschliesslichen Geldsackinteressen dieser Leute nur allzu begreiflich. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass gerade die Frage, inwieweit England die Umstellung seiner Kriegsproduktion für die zivile Luftfahrt gestatten werden kann, Hauptberatungsgegenstand der Londoner Luftfahrtkonferenz war. Dafür spricht nicht zuletzt auch die Aeusserung der «Times», die den Konferenzteilnehmern den Rat gaben, die Behandlung «grundsätzlicher Wirtschaftsfragen auf unbestimmte Zeit zu vertagen», und sich «viel vordringlicheren, praktischen Fragen der Kriegführung» zuzuwenden.

Harte Kämpfe auf der Krim

Erneute schwere Verluste der Bolschewisten – Beispielhafte Standfestigkeit der Besatzung von Tarnopol

BERLIN

Wenn auch das Kampfgeschehen auf der weiten Front zwischen Kowel und dem Schwarzen Meer nach Umfang und Bedeutung durchaus noch im Vordergrund steht, so haben sich in den letzten Tagen ausserhalb dieser Hauptfront der vergangenen Monate doch zwei Brennpunkte heftiger Kämpfe entwickelt. Der eine von ihnen liegt auf der Krim, dem isolierten Anhängsel der Südfront, der zweite an dem Nordflügel im Raume von Pleskau.

Auf der Krim lag der Schwerpunkt der heftigen Kämpfe der im Zuge von Simferopol nach Westen führenden Durchgangsstrasse sowie nordwestlich und nördlich davon in den Vorbergen des Jalla-Gebirges. Dort suchten die Bolschewisten die Absetzbewegungen der deutschen und rumänischen Truppen auf rückwärtige Stellungen zentral mit starken Panzer- und Schützenkräften zu durchstossen und im Zusammenhang damit die abschirmenden deutschen Flankenriegel aus den Angeln zu heben. Ihre ununterbrochen, vom Morgen bis in die ersten Nachmittagsstunden wiederholten Anläufe konnten jedoch durch massierten Einsatz schwerer Abwehrwaffen zum Scheitern gebracht werden. Nach der Zerschlagung zahlenmässig überlegener Schützenverbände und der Zersprengung neuer Bereitstellungen der Bolschewisten durch deutsche Haubitz- und Werferbatterien richtete sich der sowjetische Hauptangriff unter Zuführung von Verstärkungen gegen den nördlichen und nordwestlichen Flügel der deutschen und rumänischen Position zwischen Simferopol und der Westküste der Halbinsel, ohne jedoch die deutschen Manöver hindern zu können.

Die Gesamtverluste der Bolschewisten bei den sechstägigen Grosskämpfen auf der Krim, die bisher einem ersten Stadium des Positionsaufmarsches zu einem verkürzten Verteidigungssystem gleichkommen, ergeben sich aus den Panzerverlusten, die allein bisher 323 vernichtete und 53 weitere schwerbeschädigte betragen. Der Anteil der Luftwaffe an diesen Erfolgsziffern ist hoch. Im Verlaufe der gestrigen Kämpfe zerstörten ihre Panzerjägerstaffeln wieder 62 Panzer oder setzten sie ausser Gefecht.

An den Abschirmfronten zwischen Dnjestr und Siritul sowie in der Bukowina verhielt sich der Feind ruhig. Im Dreieck Delatyn-Stanislau-Buczacz entwickelten sich dagegen aus eigenen Vorstössen und feindlichen Gegenangriffen heftige Kämpfe. Während sich im Raum von Delatyn ungarische Verbände gegen starke bolschewistische Angriffe verteidigten, gewannen weitere Kräfte, die südwestlich Stanislau ihre Angriffsunternehmen fortsetzten, einen für die weiteren Operationen wichtigen Brückenkopf.

Im Raum südostwärts und südlich Stanislau griffen die Bolschewisten gestern mehrfach an. Im Raum von Tarnopol gewannen deutsche Stosskräfte beträchtliche Gebietsverbesserungen nach Südosten und Osten. Die Besatzung von Tarnopol behauptete sich unerschütterlich in schwersten Kämpfen im Westteil ihrer Ruinenstellungen. Nördlich Brody sowie südlich und nördlich Kowel haben die deutschen Truppen gegen teilweise verbissener sowjetischen Widerstand weitere Positionsgewinne erzielt.

Im mittleren Frontabschnitt hält die Kampfpause bei zunehmender Frühjahrsverschlammung an.

Im nördlichen Teil der Front errangen die deutschen Stellungsverbände südlich Pleskau gegenüber den erneuten Durchbruchsversuchen frisch zugeführter starker sowjetischer Kräfte neue volle Abwehrerfolge. Das geht allein schon daraus hervor, dass von 90 angreifenden Sowjetpanzern 48 zur Strecke gebracht wurden.

Neue Eichenlaubträger

FUEHRERHAUPTQUARTIER

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an General der Infanterie Johannes Friessner, Oberbefehlshaber einer Armeegruppe, als 445. Soldaten der deutschen Wehrmacht. Unter dem Oberkommando General Friessners wurden die sowjetischen Brückenköpfe bei Narwa durch estnische Freiwillige zerschlagen, wie im Wehrmachtbericht vom 9. März gemeldet wurde. Auch die im Wehrmachtbericht vom 31. März gemeldete Vernichtung mehrerer sowjetischer Divisionen südwestlich Narwa und neuerdings die Beseitigung eines in die deutschen Stellungen vorspringenden feindlichen Frontbogens, wobei die Masse dreier bolschewistischer Divisionen vernichtend geschlagen wurde, sind neben der Tapferkeit der hier eingesetzten Truppen vor allem das Verdienst der umsichtigen und entschlossenen Führung des Generals.

Armeebefehl Horthys

Aufruf an Ungarns Soldaten - «Es gibt kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts!»

BUDAPEST

Der Reichsverweser Ungarns, Nikolaus von Horthy, hat folgenden Armeebefehl erlassen:

«Ungarische Soldaten! Der Krieg nähert sich seiner endgültigen Entwicklung und hat den entscheidenden Abschnitt erreicht. In erster Reihe vom Gesichtspunkt des ungarischen Schicksals; denn der Feind steht ganz in der Nähe unserer Grenzen. Es handelt sich jetzt also wieder um eine unmittelbare Verteidigung unseres Vaterlandes. Daran soll jeder von euch denken, da die erste Armee auf den Spuren der Väter über die Karpathen nach Galizien abgeht, wo in den Jahren 1914 bis 1918 die ungarischen Waffen in so vielen Schlachten ruhmreich standgehalten haben. In diesem Kampf gibt es natürlich kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts. Ich erwarte, dass jeder von euch seine Pflicht tut und dass er würdig der heldischen Vorfahren sein wird.

Es berührt mich schmerzlich, dass ich in diesen schweren Stunden nicht unter euch sein kann. Ich werde jedoch dafür sorgen, dass zuhause bis zur letzten Grenze des Möglichen für die jenigen gesorgt wird, die euch am nächsten stehen. Ebenso wie im Ersten Weltkrieg stehen wir jetzt nicht allein. Auch heute kämpfen wir Schulter an Schulter mit derselben deutschen Armee, die 1914 bis 1918 mit ehrlicher Bundestreue neben uns stand und mit der wir auch in diesem Kriege durch mit Blut besiegelte kameradschaftliche Bande verbunden sind. Wir müssen alles unternehmen, damit wir diesen schrecklichen Sturm, in welchem wir nicht nur unser Vaterland, sondern die ganze Menschheit, ihre Kultur und Zivilisation verteidigen, siegreich überstehen».

Fallschirmjäger und Grenadiere liegen nun schon seit Wochen in den Ruinen von Cassino in heftiger Abwehrbereitschaft. Immer wieder versucht der Feind, durch schwerste Artilleriüberfälle unterstützt den erstrebten Durchbruch zu erzwingen

In der vollkommen zerstörten Stadt spielen sich erbitterte Kämpfe um jedes Haus und um jeden Kampfstand ab. Oft sitzen feindliche Spähtrupps im selben Haus, aber die Stellung wird gehalten

Während die feindliche Artillerie einen rasenden Feuerüberfall auf die Trümmer der zerstörten Stadt herabprasseln lässt und das ganze Kampffeld mit Nebelgranaten blendet, stehen in den Kellern und Gängen Fallschirmjäger und Sturmgeschütze des Heeres bereit, um den neuen Ansturm aufzufangen

Aufn.: Kriegsberichter Wahner (2), Luethge (1)

lien bezahlt eine teure Rechnung in diesem Krieg. Ich mache mir gar nichts vor: wenn England siegt, ist die Grossmacht Italien gewesen, der Traum vom Imperium ausgeträumt, und wir können sehen, wie wir mit unseren schwachen materiellen Kräften die Trümmer zusammenkitten. Sagen Sie, wir hätten es selbst verschuldet — ich kann Ihnen nicht widersprechen. Aber verlangen Sie von mir nicht, dass ich mein persönliches Schicksal mehr als notwendig mit einer so hoffnungslosen Zukunft verknüpfe. Ich glaube nicht mehr an Italien. Mein Interesse erschöpft sich darin, diese schreckliche Zeit heil zu übertauchen und aus dem künftigen Chaos das Beste für mich herauszufischen. Schliesslich wird nicht jeder einzelne zugrunde gehen.»

«Gewiss nicht — es fragt sich nur, ob Sie zu den Glücklichen gehören würden, denn höchstwahrscheinlich hätten Sie, Ihre Katastrophenrechnung angenommen, etwa 44 Millionen rücksichtslose Konkurrenten beim Fischen. Aber es wäre vergeblich, Sie überzeugen zu wollen, dass diese Rechnung nie aufgehen wird. Was nützte es, wenn ich tausend Gründe anführte, die gegen einen englisch-amerikanischen Sieg sprechen; da es in der Natur des Zukünftigen liegt, dass man es nicht beweisen, sondern höchstens als wahrscheinlich darstellen kann, und da man, um das Wahrscheinliche als einen Fels zu betrachten, auf dem sich bauen lässt, einfach glauben muss, würde ich tauben Ohren predigen. Denn der erste Satz Ihres Credos der Hoffnungslosigkeit heisst: ich glaube an nichts. Sie haben allen Grund, mit Ihrem Schicksal zu hadern, weil es Sie in eine Zeit gestellt hat, die so unbarmherzig Spreu vom Weizen sondert, die, ohne zu fragen, ob es angenehm oder willkommen ist, den Einzelnen wie den Völkern so ungeheure Lasten aufbürdet, dass alle Schwachen und Halben zusammenbrechen und nur der Starke unter Aufgebot aller Willenskräfte sie erträgt. Die Zeit, die Sie beklagen, hat nur eine latente Entwicklung beschleunigt. Unerbittlich scheidet sich das Morbide, dem Untergang geweihte, vom Gesunden, dem allein die Zukunft gehört: nur, wessen Selbsterhaltungstrieb stärker ist als noch so niederschmetternde Schicksalsschläge, kann bestehen. Sie dagegen gleichen dem Kranken, der vor seinem Untergang zittert und dennoch die Tür vor dem Arzt versperrt; ihm ist wirklich nicht zu helfen, weil er nicht mehr an Rettung glaubt. Insofern sind Sie ein besonders krasser und hoffnungsloser Fall, typisch nur für ein fortgeschrittenes Stadium der in einigen Landstrichen Europas grassierenden Krankheit Attendismus. Die leichteren Fälle, die das Wartezimmer bevölkern, unterscheiden sich von Ihnen hauptsächlich dadurch, dass sie nicht so apatisch sind: sie leben und arbeiten wie normale Menschen, benützen nur dann und wann heimlich die Morphiumspritze der Illusionen und sind zufrieden, wenn sie sich in dem Traum wiegen können, es würde schon so oder so gut für sie ausgehen, auch ohne ihr kräftigeres Zutun. Glauben Sie nicht, dass ich Sie mit dem italienischen Volk identifiziere. Es sind mehr starke, aktive Kräfte in ihm, als Sie vermuten. Wir unterschätzen dabei nicht die Schwere des Zusammenbruches, von dem es sich seelisch erst zu erholen beginnt, und der Weg zur Wiedergesundung und Grösse, der nur mit dem unsrigen, deutschen parallel laufen kann, wird steinig genug sein. Um die leichteren Fälle des Attendismus braucht uns nicht bange zu sein: so bald die bevorstehenden Entscheidungen gefallen sind und das Blatt sich wieder sichtbar auf unsere Seite wendet, sind sie schlagartig verschwunden wie ein kleiner Grippeanfall, der nur ein paar Tage mit warmem Sonnenschein zu seiner Heilung braucht. Und verzeihen Sie, wenn wir auch Sie nicht allzu ernst nehmen: wir vertrauen genug auf die Urteilsfähigkeit Ihrer Landsleute, um uns, solange sich Ihr Defaitismus nur in Ihren Kummerfalten ausdrückt, damit begnügen zu können, Ihr geistiges Porträt tiefer zu hängen.»

Raeder 50 Jahre Soldat

Die Verdienste des Grossadmirals in Krieg und Frieden

BERLIN

Grossadmiral Raeder, Admiralinspekteur der Kriegsmarine des Grossdeutschen Reiches, begeht am 16. April die Feier des 50jährigen Militärjubiläums. Es gehört zu den Seltenheiten im militärischen Leben, dieses Jubiläum im aktiven Dienst feiern zu können. Kurz vor seinem 18. Geburtstag war Raeder am 16. April 1894 als Seekadett in die Kaiserliche Marine eingetreten. In langen Friedenszeiten und zwei Weltkriegen hat er der Kriegsmarine in unermüdlichem Einsatz gedient. Wie Tirpitz der Erbauer der deutschen Marine war, so wird Raeder als ihr Erneurer in die Geschichte übergehen. Zwar war bei Kriegsausbruch der Ausbau der neuen deutschen Kriegsmarine noch keineswegs beendet. Aber mit dem, was an Seerüstung auf und unter dem Wasser in wenigen Jahren schon geschaffen worden war, hatte Grossadmiral Raeder dem Führer ein schlagkräftiges Instrument bereitstellen können. Seine einmaligen Verdienste um diese neue deutsche Kriegsmarine hat der Führer am 1. April 1939 im Anschluss an den Stapellauf des Schlachtschiffes «Tirpitz» durch die Beförderung Raeders zum Grossadmiral anerkannt.

Zwei Hoehepunkte kennzeichnen das soldatische Leben Erichs Raeders. Als Chef des Stabes bei dem Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte stand Korvettenkapitän Raeder in der Skagerakschlacht an der Seite des Admirals Hipper auf der Brücke des Flaggschiffes «Leutzow». Seine grosse Begabung für taktische Fragen, seine ausgezeichnete Schulung als Admiral, Stabsoffizier und seine überlegene Ruhe in entscheidenden Augenblicken befähigten den jungen Stabschef Hippers, seinem Admiral Ratschläge zu geben, die mit dazu beitrugen, diese Seeschlacht zu einem leuchtenden Ruhmesblatt der Deutschen Kriegsmarine zu machen. Mitten in der Schlacht stieg Raeder mit Admiral Hipper von dem schwerbeschädigten Flaggschiff auf ein Torpedoboot über, von wo die Leitung des Einsatzes der grossen und kleinen Kreuzer erfolgreich fortgesetzt wurde.

Die Führereigenschaften Raeders bewährten sich von neuem ein Vierteljahrhundert später. Es war der andere Hoehepunkt im militärischen Leben Raeders: Der erfolgreiche Gesamteinsatz der deutschen Kriegsmarine bei der Besetzung Norwegens im Jahre 1940. Damals galt es, gegen die erdrückende Uebermacht der britisch-französischen Flotte in blitzartigem Zuschlagen dem Feind zuvorzukommen. Raeder kannte das Risiko. Er hat gewusst, dass die Kriegsmarine zum vollsten Gesamteinsatz bereit sein musste, und er hat nicht gezögert, diesen Gesamteinsatz im Hinblick auf das grosse Ziel zu wagen. Es war eine Unternehmung, zu der in ganz besonderem Masse die beiden soldatischen Führertugenden: Mut und Verantwortungsfreude gehörten.

Stimmen von drinnen und draussen

Erpresser am Werk

«Erpresser am Werk», unter dieser Ueberschrift geht «Deutsche Allgemeine Zeitung» heute auf die Methoden ein, mit denen, die Anglo-Amerikaner die Neutralen behandelt. Das Blatt schreibt, die Amerikaner und Engländer hielten es in diesem Augenblick für angebracht die in den USA gebräuchlichen Gangstermethoden, die man bereits den Terrorfliegern eingeimpft habe, gegenüber den neutralen Mächten anzuwenden. Diese sollten jetzt bezwungen werden, ihre Handelsbeziehungen zu Deutschland abzubrechen. So sei man bereits mit amtlichen Schritten an die Neutralen herangetreten und habe dabei einen «sehr massiven Ton nach Gangsterart» angeschlagen. Diese Tonart sei vor Allem gegenüber der Türkei angewandt worden, wobei man das «Ultimative Geschwätze» Hulls durch die Drohung verschärft habe, dass sich die Alliierten gezwungen sehen könnten, ihre Handelspolitik gegenüber der Türkei zu revidieren, falls in naher Zukunft keine Freundschaftliche Einigung herbeigeführt werden könne. Die Knebelung und Isolierung des irischen Freistaates durch England gehe bekanntlich schon einige Zeit vor sich. Jetzt richteten sich die Erpressungen der Anglo-Amerikaner neben der Türkei auch gegen Portugal, Spanien und Schweden. Die Türkei bleibe aber an erster Stelle, wobei man u. a. betone, dass es sich in ihrem Handelsverkehr mit Deutschland nicht um die Rechte eines neutralen Staates, sondern um die Verpflichtungen eines Alliierten handele. Die Schweiz scheine bisher, so bemerkt das Blatt, noch nicht offiziell «in den Bereich dieser Erpressungsversuche» einbezogen zu sein. Jedenfalls erwähne keine britische Zeitung die Schweiz bei der Aufzählung der neutralen Mächte, um die es sich handelt. Tatsächlich hat die Schweiz auf andere Weise den schärfsten Druck der nordamerikanischen Gangster mit der Bombardierung Schaffhausens erfahren, so schliesst die Zeitung, und müsse sich jetzt entschliessen, immer erneuten Verletzungen ihres Hoheitsgebietes durch Ueberfliegen achsenfeindlicher Flugzeuge mit der Waffe zu begegnen.

„Zu viele Deutsche auf der Welt"

«Was ist falsch in Deutschland?» fragt A. J. P. Taylor in einem Artikel des «Manchester Guardian» über die deutsche Einheit. Taylor beantwortet diese Frage mit folgenden bemerkenswerten Feststellungen: «Das Schlimmste an Deutschland ist, dass es zuviel Deutsche gibt. Es gibt zu viele Deutsche auf der Welt, und Deutschland ist allzu stark, allzu gut organisiert und allzu gut industriell ausgerüstet». Taylor kommt zu dem Ergebnis man müsse diese deutsche Stärke durch geschickte Abfassung der Friedensbedingungen zerschlagen.

Die Abwehrschlacht im Osten

Fortgang der Absetzbewegungen auf der Krim – Feodosia und Simferopol geräumt – Deutscher Bodengewinn bei Tarnopol – Voller Abwehrerfolg südlich Pleskau

Aus dem Führerhauptquartier

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Krim setzten sich die deutschen und rumänischen Truppen bei andauernden Kämpfen gegen den scharf nachdrängenden Feind weiter nach Südwesten ab. Die Städte Feodosia und Simferopol wurden geräumt. In der Zeit vom 8. bis 13. April vernichteten Verbände des Heeres, der Luftwaffe und Marineartillerie 285 feindliche Panzer. In den schweren Kämpfen der letzten Tage haben sich die Kampfgruppen unter Führung von Major Schroeder und Hauptmann Heidelberg besonders ausgezeichnet.

Am unteren Dnjestr versuchten die Sowjets, ihre Brückenköpfe auf dem Westufer des Flusses zu erweitern. Alle Angriffe wurden in sofortigen Gegenstössen zurückgeschlagen.

Die Luftwaffe griff mit starken Schlacht- und Kampffliegerkräften in die Abwehrkämpfe auf der Krim und im Raum von Tiraspol ein. Allein in diesen Räumen wurden in den beiden letzten Tagen 73 sowjetische Panzer durch Angriffe aus der Luft vernichtet.

Bei Delatyn und in Raum östlich Stanislau griffen die Bolschewisten mit stärkeren Kräften an. Sie wurden unter Abriegelung einiger Einbrüche abgewiesen. Westlich Tarnopol brachen unsere Truppen in die stark ausgebauten feindlichen Stellungen ein und gewannen trotz zähen feindlichen Widerstandes Boden. Die Besatzung der Stadt behauptete sich weiterhin in erbittertem Ringen gegen die von allen Seiten angreifenden Bolschewisten.

Im Raum nördlich Brody und südwestlich Kowel zerschlugen unsere Truppen sowjetische Kamfgruppen.

Südlich Pleskau setzte der Feind mit starken Kräften seine Durchbruchsversuche fort. Unsere Truppen errangen erneut einen vollen Abwehrerfolg und vernichteten 48 von 90 angreifenden Panzern.

Aus Italien wird nur rege beiderseitige Späh- und Stosstrupptätigkeit gemeldet.

Ein Tagesangriff schwächerer feindlicher Fliegerkräfte im westdeutschen Grenzgebiet verursachte geringe Schäden.

Marschall Antonescu besichtete Constanza

CONSTANZA

Marschall Antonescu traf mit dem Flugzeug in Constanza ein. Gemeinsam mit hohen Offizieren der rumänischen und deutschen Wehrmachtteile begab sich der Marschall in den Hafen. Lort besuchte er zunächst eine Verwundetensammelstelle der deutschen Wehrmacht. Anschliessend besichtigte er Befestigungs- und Verteidigungsanlagen.

Die Verluste in Bukarest

BUKAREST

Als Verluste der Bombardierungen des 4. und 5. April auf Bukarest und Ploesti wurden die folgenden Zahlen bekanntgegeben: In Bukarest 2942 Tote, 2126 Verwundete, 905 zerstörte Häuser und 1373 geschädigte Häuser; in Ploesti 262 Tote, 361 Verwundete und 197 zerstörte oder geschädigte Häuser.

Mac Arthur schlägt Roosevelt

STOCKHOLM

Zwei weitere Staaten der USA, Illinos und Nebraska, haben Vorwahlen abgehalten. Die Demokraten hatten Franklin D. Roosevelt aufgestellt, auf der republikanischen Seite standen General Mac Arthur und ein unbekannter Grundstücksmakler von Chicago zur Wahl. Mac Arthur, dessen Wahl von der «Chicago Tribune» propagiert wurde, gewann in Illinois mit grosser Mehrheit.

Um das Recht der Neutralität

Weitere energische Zurückweisung der angloamerikanischen Erpressungsversuche - Industriespionage der USA-Botschaft in Stockholm

STOCKHOLM

Der Reuter-Korrespondent Randal Neale befasst sich mit der anglo-amerikanischen Erpresserpolitik, die Hull in seiner letzten Rundfunkrede angekündigt hat und erklärt, es solle durch diese Politik «kein Zwang» ausgeübt werden. Die «Verhandlungsmöglichkeiten» der Alliierten seien mit ihrer zunehmenden Stärke wieder gewachsen, und jetzt seien sie in der Lage, «die Schraube anzuziehen». Die britische und die USA-Regierung seien daher der Ansicht, von dieser Möglichkeit Gebrauch machen zu müssen. «Manchester Guardian» deckt in einem Kommentar zu der Rundfunkansprache Hulls die innerpolitischen Hintergründe der Gewaltmethoden gegen die neutralen Staaten auf. Das Londoner Blatt gibt unumwunden zu, dass England und die USA von den Sowjets überspielt worden seien, und dass Hull nun bestrebt sei, weitere Angriffe gegen seine Aussenpolitik abzufangen. Deshalb habe er die scharfe Sprache den Neutralen gegenüber angewandt.

Die schwedischen Kommentare zu der anglo-amerikanischen Drucknote zeigen weiter eine ablehnende Haltung. «Aftonbladet» nennt das Verlangen nach Einstellung des Wirtschaftsverkehrs mit Deutschland unbillig und verlangt Achtung des Rechts auf Neutralität. «Nya Dagligt Allehanda» weist auf das Handelsabkommen Schwedens mit Deutschland hin, das man in Schweden nicht als Fetzen Papier betrachte, sondern einhalten werde.

Sehr scharf äussert sich die Schweizer Zeitung «Die Tat». Sie hält es für die vornehmlichste Pflicht der Schweiz, sich dagegen zu wehren, dass der Begriff der Neutralität im totalen Krieg verwischt wird. Würde heute auch noch, so heisst es in dem Artikel, der Neutralitätsbegriff ausradiert werden, so müsste dies die Mission der Eidgenossenschaft unfehlbar in Mitleidenschaft ziehen.

Die Leitung «Dagsposten» macht in grosser Aufmachung erneut darauf aufmerksam, dass schwedische Kaufleute, die mit Deutschland Handel treiben, auf die USA-Gesandschaft in Stockholm bestellt und dort verhört werden. Wie rücksichtslos die Amerikaner glaubten vorgehen zu können, so schreibt das Blatt, um Angaben über den schwedischen Handel mit Deutschland und anderen europäischen Ländern zu erpressen, sei aus den Schilderungen dieser Kaufleute zu ersehen.

So habe der Chef einer grösseren schwedischen Firma in der Provinz dem Blatt berichtet, er sei nach Stockholm auf die amerikanische Gesandtschaft bestellt worden. Dort habe man ohne weiteres von ihm verlangt, alle Geschäfte mit deutschen Firmen einzustellen, da die Gesellschaft sonst auf die schwarze Liste komme. Der amerikanische Attaché wollte auch Angaben haben über die Höhe und Art der Einfuhr der Firma. Der schwedische Kaufmann habe die Auskunft verweigert und sich an das schwedische Aussenministerium gewandt. «Dagsposten» hat sich deswegen ebenfalls an das Aussenministerium gewandt, dessen Pressebüro mitgeteilt habe, dass sowohl hinsichtlich der Ausdehnung der schwarzen Liste auf Schweden als auch wegen der Methoden ihrer Anwendung Vorstellungen erhoben worden seien. Die schwedischen Geschäftsleute würden davor gewarnt, irgenwelche Angaben zu machen, die dieser Art amerikanischer Handelsspionage Vorschub leisten und sie in Konflikt mit den schwedischen Gesetzen bringen können.

Karolyi taucht wieder auf

STOCKHOLM

Wie Reuter aus London meldet, ist dort ein sogenannter «ungarischer Rat» gebildet worden, an dessen Spitze der ehemalige Präsident und Premierminister Ungarns, Graf Michael Karolyi, steht. Der Rat will alle «demokratischen Bewegungen» der Ungarn in England und den USA zusammenfassen.

Dieser Karolyi ist der gleiche, der sich nach der ungarischen Revolte am 30. Oktober 1918 zum Ministerpräsidenten ernennen liess und dann den Schmachvertrag abschloss, der Ungarn der Willkür der Alliierten auslieferte. Im Januar 1919 wurde dann Karolyi zum Präsidenten der ungarischen Republik gewählt. Seine Herrlichkeit hatte jedoch bald ein Ende, indem er am 21. März von den Kommunisten gestürzt wurde. Er räumte ihnen gleich Kerenski in Russland, bereitwilligst das Feld und lieferte damit das Land dem hunderttägigen Schreckensregiment des berüchtigten bolschewistischen Massenmörders Bela Khun aus.

DER WOCHENSPIEGEL

Das freudvolle Ereignis des heiligen Osterfestes ist diesmal in noch stärkerem Masse als in den vergangenen Jahren vom Dunkel des Krieges überschattet worden. Selbst im Umkreis der Ewigen Stadt wurden an einem der Ostertage von den Anglo-amerikanern Bomben geworfen. An der Ostfront dehnten die Sowjetrussen ihre Angriffsoperationen am vergangenen Wochenende auf die Krim aus. Die Nervenkampagne gegen die Neutralen ist durch eine Rede Hulls, der sich gegen die Fortdauer der Handelsbeziehungen zwischen den nicht am Kriege beteiligten Staaten und den Achsenmächten wandte, in eine neue Phase eingetreten. Die Abdankung Viktor Emanuels schliesslich setzt einen unrühmlichen Schlusstrich unter die verhängnisvolle Rolle dieses Verräterkönigs, der praktisch schon mit der Konstituierung der italienisch - faschistisch - republikanischen Regierung seine Krone verloren hat.

Wieder auf der Krim

Wochenlang hat eine verhältnismässig kleine deutsche Besatzung trotz ihrer Isolierung vom Festland die Krim der massierten Angriffe der Bolschewisten bei Kertsch und an den Nordzugängen zur Halbinsel standgehalten, bis der Feind seine Offensive hier für längere Zeit einstellte. Nach der Zurücknahme unserer Häuptkampflinie auf dem benachbarten Festland, vor allem nach der inzwischen erfolgten Räumung Odessas war zu erwarten, dass die Sowjets nun auch den noch am weitesten nach Osten vorspringenden deutschen Frontzipfel aufzurollen versuchen würden. In der Tat haben die Bolschewisten im Laufe der vergangenen Woche vom Norden und Osten den Angriff auf die deutschen Krim-Stellungen mit weit überlegenen Kräften erneut begonnen. Ihr fächerartiges Vordringen hat zur Folge, dass sich unsere Front hier nach der Räumung der Stadt und des Hafens Kertsch im Laufe der Kämpfe zu einem immer stärkeren Sperriegel zusammenschliesst, unter dessen Schutz die deutsche Führung eigene Absetzbewegungen aus freier Initiative unternehmen kann. Vor allem stehen auch die den Kampfhandlungen auf der Halbinsel die Geländegewinne der Sowjets in keinem Verhältnis zu den ausserordentlich hohen Verlusten, die den Bolschewisten im Laufe der Kämpfe beigebracht werden konnten, so dass auch diese Phase des Krieges auf der Krim ein ehrenvolles Kapitel deutschen Kampfgeistes und des unerschütterlichen Siegeswillen unserer rumänischen Verbündeten bedeutet. An den übrigen Abschnitten der Ostfront beschränkte sich die Kampftätigkeit hauptsächlich auf den Südflügel, wo insbesondere im Raum von Jassy und bei Tschernowitz-Stanislau dem bolschewistischen Vordringen durch eigene Angriffsunternehmungen ein Riegel vorgeschoben wurde. Der feste Platz Tarnopol, dessen tapferer Kommandant, Generalmajor Egon von Neidorf, vom Führer mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde, konnte, obwohl der Feind des öfteren in die Stadt eingedrungen war, weiterhin gehalten werden.

Bis in den Ostraum

Der Luftkrieg hat in der vergangenen Woche insofern ein neues Gesicht erhalten, als die Amerikaner bei ihren Tageseinflügen jetzt auch den ostdeutschen Raum zu erreichen suchen. Angriffe auf Posen und Stettin sind im Verlauf dieser neuen Entwicklung zu verzeichnen, während andere ebenfalls in den Gebiet östlich der Reichshauptstadt geführte Vorstösse bereits vor einer Schwerpunktbildung zerschlagen werden konnten. Auch der Braunschweiger Raum und andere Gebiete in Mitteldeutschland wurden, von den USA-Bombern tagsüber angeflogen, ausserdem versuchten sie von Süden her ins Reichsgebiet einzufliegen. Auch in dieser Woche wurden von der deutschen Luftverteidigung des öfteren dreistellige Abschussziffern erzielt. Auch einen britischen Nachtangriff gegen Aachen musste der Feind teuer bezahlen. Was er gegen Deutschland nicht erreicht, möchte er mit besserem Erfolg gegen die Verbündeten des Reiches in Szene setzen. So wurde das ungarische Gebiet innerhalb von 24 Stunden Tag und Nacht von feindlichen Terrorbombern heimgesucht die vor allem in den Wohnvierteln Budapests schwere Verwüstungen anrichteten.

Hulls Erpressungskampagne

So tritt das wahre Gesicht derer, die scheinheilig in der Atlantik-Charta den Schutz der kleinen Völker zu ihrem Idol erhoben haben immer klarer zu Tage. Es bedurfte darum auch wahrlich nicht mehr der Rede des USA-Staatsekretärs Hull, der im Rundfunk heftig dagegen protestiert, dass die neutralen Staaten durch ihren Handelsverkehr mit den Achsenmächten deren Kriegsführung Vorschub leisteten. Das müsse jetzt aufhören. Als erste praktische Folge dieser neuerlichen Erpressungskampagne ist bereits eine Demarche festzuhalten, die sowohl die britische als auch die amerikanische Regierung in Stockholm unternommen hat. Zweifellos wollen die Alliierten das neutrale Ausland jetzt mit allen Mitteln zwingen, ihre Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland und den mit ihm verbündeten Staaten abzubrechen. Inwieweit nach den vergeblichen Druckmanövern in der vergangenen Zeit, die sich vor allem gegen Irlands und Spaniens Integrität und die Selbständigkeit der Türkei richteten, diese neuerliche Kampagne Erfolg haben dürfte, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Eines Königs unwürdig

Es hätte weiss Gott nicht der offiziellen Abdankung Viktor Emanuels als König von Italien bedurft, um der Herrschaft dieses Verräters an seinem Volk und an seinen Verbündeten ein Ende zu bereiten. Und sicher gibt es weder unter dem Duce noch unter Badoglio auch nur einen Italiener, der dieser Karikatur eines Königs eine einzige Träne nachweinen könnte. Praktisch hat die Königswürde Emanuels bereits an dem Tage zu existieren aufgehört, als die italienische Kapitolation erfolgte, zumindestens mit dem Augenblick, als sich die neue faschistisch-republikanische Regierung bildete. Wenn jetzt noch einmal ausdrücklich die Person des Verräterkönigs aus dem politischen Spiel geschoben wird, dann allein aus dem einen Grunde, dass diese komische Figur den eigenen Freunden im Wege stand und vor allem auch den Moskauer Auftraggebern nicht genehm war. Dass diese «Abdankung» mit einer gewissen Einschränkung erfolgte interessiert uns dabei umso weniger, als die andere Seite den Exkönig bereits abgeschrieben hat und seinen Sohn Umberto als künftigen «Statthalter von Italien» schon mit Vorschusslorbeeren überhäuft.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Die drei Parzen — stark modernisiert

Der Endsieg ist gewiss

Dreierpakt-Kommission tagte in Tokio

TOKIO

Wie offiziell bekanntgegeben wird, fand in Tokio eine Sitzung der technischen Kommission der Dreierpaktmächte statt in deren Verlauf als Ergebnis eingehender Beratungen völlige Ubereinstimmung zwischen den Vertretern der drei Nationen erzielt wurde. Die Mitteilung des Informationsbüros der japanischen Regierung besagt u. a.: «Es handelte sich dabei um eine gemeinsame Zusammenkunft der allgemeinen und der militärischen Kommission. Anwesend waren die Mitglieder der allgemeinen Kommission, nämlich Aussenminister Schigemitsu, der deutsche Botschafter Heinrich Stahmer und der italienische Geschäftsträger Oberst Principini und ausser dem eine Anzahl von Militär- und Marinefachleuten, sowie andere offizielle Persönlichkeiten. In Anbetracht der Bedeutung dieser Sitzung nahm daran auch Premierminister General Tojo und Marineminister Admiral Schimada teil. Zu Beginn der Sitzung gab Premierminister General Tojo einen Ueberblick über die allgemeine Kriegslage. Wohl haben Amerika und England an der Peripherie der Gebiete der Achsenmächte unter Aufbietung aller Kräfte angegriffen, aber nirgends gelang es ihnen, unsere Stellung zu erschüttern; im Gegenteil wurde der Glaube an den Endsieg unserer Staaten und an die Unbesiegbarkeit unserer Position von Tag zu Tag mehr gefestigt. Mit Bewunderung verfolge ich den tapferen Kampf der deutschen und italienischen Truppen in Europa. Besonders gross ist meine Freude, wenn ich höre, dass die deutsche Wehrmacht an der italienischen Front den Vormarsch des Feindes vollkommen zunichte gemacht hat.

Im grossasiatischen Raum sichert Japan wichtige Gebiete des Südens und macht die Absicht der Engländer und Amerikaner — vom Kontinent oder Pazifik her anzugreifen - zunichte. Japan ist gewiss den Feind vernichtend zu schlagen. Die indische Nationalarmee kämpft für die Befreiung ihres Vaterlandes. Wir stellen fest, dass die Freiheitsbewegung das ganze Indien zu erfassen beginnt.

Der deutsche Botschafter Stahmer sprach hierauf zur politischen Lage. Die festgeschlossene Gemeinschaft aller Staaten des Dreimächtepaktes ist die wichtigste Vorbedingung des Endsieges. Die Bemühungen unserer Feinde in den letzten Monaten, einzelne europäische Staaten, die unserem Bündnis angehören, durch trügerische Lockungen und durch Drohungen in ihrer Haltung wankend zu machen, sind gescheitert. Während unsere Feinde mit allen Mitteln zersetzender Propaganda unsere untrennbare Kampfgemeinschaft zu unterminieren versuchen, nimmt in ihren eigenen Lager die Uneinigkeit zu. Die Verteidigung der europäischen Länder habe Deutschland gegen jeden feindlichen Invasionsversuch sichergestellt. Ein Ueberblick über die Gesamtlage, so erklärte der Botschafter abschliessend, führt zur Erkenntnis, dass die entscheidende Periode dieses Krieges bevorsteht.

Die Waage

Sorgen

Gl- *Die britischen Frauen haben es nicht leicht. Zwar hat ihnen Churchill zu Beginn seines «reizenden Krieges» in ohne viel Umschweife «Blut und Tränen» prophezeit, nicht aber, dass der Krieg sie auch früher altern lassen würde. Doch ist es so, wie die britischen Frisöre berichten. Nach ihren Aussagen haben sie nicht genug Hilfskräfte, um den sich ständig steigernden Wünschen ihrer Klientinnen nachkommen zu können. In Friedenszeiten, so sagen sie, liess sich nur etwa jede sechste Britin ausser Dauerwellen und Frisur eine Gesichtsmassage machen. Jetzt dagegen hätten sich diese Kundinnen um rund 400% vermehrt. Und warum? Weil, wie die Damen sagten, der Krieg und die damit verbundenen Sorgen und Unannehmlichkeiten das Gesicht schnell altern liessen. Welcher Art diese Sorgen sind, wurde verschwiegen. Doch steht anzunehmen, dass die Sorgen der Damen, die auch jetzt noch die Zeit und das Geld haben, sich Gesichtsmassagen machen zu lassen, eher von der Art sein werden, wie sie Winnifred, die Herzogin von Portland, bewegen. Diese edle Dame nämlich hat in London eine «Gesellschaft zum Schutz der Tiere in den befreiten Gebieten» ins Leben gerufen, für die sie mit grossen Zeitungsannoncen um milde Gaben bittet! «Armut und Unkenntnis bereiten unsagbares Elend unter den Tragtieren in Nordafrika und Süditalien. Pferde und Maultiere werden überladen und schlecht gepflegt. Die Pferde sind dünn wie Skelette und brechen immer wieder auf der Strasse zusammen. Bitte, helft unserer Gesellschaft in ihrem Liebeswerk an den Tieren.» Welch wahrhaft bewundernswürdige Seelengrösse, die aus diesen Worten spricht! Man sieht förmlich, wie Winnifred die Tränen in die wasserblauen Augen steigen, wenn sie an das Leid der armen Esel in der Wüste denkt. Das Elend, das ihre lieben Landsleute und die amerikanischen Verbündeten über die Menschen in den «befreiten» Ländern Nordafrikas und Süditaliens gebracht haben, scheint ein gütiges Schicksal dieser empfindsamen Seele vorenthalten zu haben. Eine Reise in die genannten Länder könnte sie ebenso schnell wie gründlich davon überzeugen, dass die Menschen wesentlich mehr ausgebeutet und vernachlässigt sind als die Tiere und dass z. B. in Neapel nicht nur Pferde, sondern Frauen und Kinder dünn wie Skelette auf der Strasse zusammenbrechen. Immerhin ist es verständlich, dass die Dame Winnifred infolge solcher seelischen Belastungen, die der Krieg für sie mit sich bringt, mindestens eine Gesichtsmassage in der Woche nötig hat.*

Verwirrung beim Feind

Tiefer Einbruch der Japaner in die rückwärtigen Linien an der Imphalfront

TOKIO

Im Augenblick sind schwere Kämpfe zwischen den vorstossenden japanischen Einheiten und den die Stellungen in der Nähe der Bischenpur-Silcherstrasse verteidigenden Feindkräften im Gange. Der Feind wirft rücksichtslos Verstärkungen in den Kampf, da er äusserst schwere Verluste erleidet. Einheiten der indischen Freiheitsarmee drangen tief in die rückwärtigen Linien des Feindes ein und verursachten Verwirrung in den feindlichen Reihen.

Das Gros der japanischen Streitkräfte marschiert in diesem Abschnitt jetzt in Richtung auf Imphal vor. Der Feind hat mit überstürzter Hast die bisher unbenutzte Bischenpur-Silcherstrasse wieder instandgesetzt, da diese den letzten Rückzugsweg darstellt und erst für Lastkraftwagen passierbar gemacht werden musste.

Ein Bericht des Londoner Nachrichtendienstes über die Lage an der Burma-Front zeigt erneut, dass alle englische Hoffnungen zusammengebrochen sind. Den Japanern sei es gelungen, die Versorgungslinien der im Grenzgebiet stehenden anglo-indischen Truppen abzuschneiden. «Unsere Versorgungslinien laufen infolge des ungünstigen Geländes parallel zur Front. Die Japaner haben die Gelegenheit genutzt und die von den nach Süden gehenden an mehr als drei Stellen durchschnitten. Infolgedessen wir unsere Truppen zur Zeit auf dem Luftweg versorgen.»

In dem Bericht wird zwar behauptet, es sei den Engländern gelungen, die Luftüberlegenheit zu erringen, aber diese Ueberlegenheit, so heisst es dann weiter, könne jetzt nicht mehr zum Einsatz gebracht werden. Die für grössere Kämpfe in Frage kommende Regenzeit sei beinahe zu Ende. Bald würden heftige Regenfälle jede Operation grösseren Stils verhindern. Vor dem Herbst sei eine neue Offensive also nicht durchführbar.

Wie Domei berichtet, ist die einzige Rückzugslinie, die der feindlichen 4. Armee im Gebiet von Imphal verbleibt, in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Die japanischen Einheiten dringen vom Osten auf Moifang vor. Eine andere Einheit, die im Abschnitt von Morog operiert, setzt ihren Vormarsch auf der Strasse Bischenpur-Imphal fort, während die Vorposten auf der Strasse Bischenpur-Silchar marschieren und eine Stelle sechs Meilen westlich von Bischenpur erreicht haben, wodurch sie die einzige feindliche Rückzugslinie bedrohen.

Aus aller Welt gedrahtet

Beförderung durch de Brinon

Botschafter de Brinon hat in seiner Eigenschaft als Präsident des Zentralkomitees der französischen Freiwilligenlegion zum Kampf gegen den Bolschewismus den Kommandeur der Legion Oberst Puaud zum Brigadegeneral befördert.

Ein Befehl Roosevelts

Roosevelt befahl, wie Reuter aus Washington meldet, der Armee und der Marine, die Leitung und Geschäftsführung zweier Rüstungswerke zu übernehmen, weil in ihnen die Gefahr einer «Unterbrechung der Arbeit» drohe.

Der Druck auf Irland

In der Nacht zum Samstag wurde in Dublin bekanntgegeben, dass der gesamte Luftverkehr zwischen Dublin und Liverpool in Auswirkung der von den britischen Behörden angeordneten Einschränkungen eingestellt wird.

Weigerung Boliviens

Aus Washington wird gemeldet, dass die Regierung Boliviens sich weigerte, einen offiziellen Vertreter zu der demnächst stattfindenden pan-amerikanischen Konferenz zu entsenden, obwohl Bolivien dazu offiziell eingeladen wurde.

General Watutin gestorben

Wie der englische Nachrichtendienst meldet, ist General Watutin, der frühere Kommandeur der I. Ukrainischen Front in Kiev gestorben. Watutin wurde nach Scheitern seiner Tscherkassy-Offensive von Schukov abgelöst worden.

Beistandspakt mit De Gaulle

Nach einer Reutermeldung aus Ottawa gab Premierminister Mackenzie King bekannt, Kanada habe mit dem französischen Dissidenten-Komitee einen gegenseitigen Beistandspakt unterzeichnet.

Todesurteil gegen Terroristen

Das Sondergericht Riga verurteilte zwei bolschewistische Mordagenten, den 27jährigen ... heitsarbeiter Sudmalis und den 19jährigen Schüler Bankovics zum Tode. Sie hatten am 13. November 1943 im Auftrage Moskaus eine Sprengstoffladung zur Explosion gebracht.

Beim Fluchtversuch erschossen

Eine Mitteilung aus Mexiko besagt, dass der Attentäter auf den mexikanischen Präsidenten Camacho, der Artillerieleutnant José Anton Laman Rojas bei einem Fluchtversuch erschossen wurde.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich
Stellvertreter: Dr. Kurt Honolka
Druck: bei der Società Editrice del «Piccolo»

Eine Terrornacht in Berlin

Das Ende des alten Westens

/ Von Ursula von Zedlitz

I.

Wir aus dem Tiergartenviertel waren leichtsinnig geworden; wir nannten uns «Innenstadtmenschen» und glaubten uns gegen die Terrorangriffe gefeit. Da gab es doch nur die Diplomaten, die rings um uns wohnten, die Botschaften und Gesandtschaften- und gar keine Rüstungsbetriebe. Warum sollte der Feind seine kostspieligen Bomben an die weiten Flächen des Parks verschwenden, der mit seinen verborgenen Wegen, seinen verträumten Pfaden, seinem Rosengarten und den Marmorbildnissen in den uralten Baumgruppen das Herz unseres Wohnviertels war? Die Mietshäuser und Villen, die in seinem Umkreis standen, bildeten kurze, breite, von Gärten durchbrochene Strassen, dazwischen wob sich der Spreekanal als weiter sinnlose Angriffsfläche.

Wir waren leichtsinnig geworden, denn bisher waren immer nur entferntere Stadtteile betroffen worden. Gewiss, ein paar Koffer mit Kleidern oder ganz besonders entbehrlichen Dingen hatte jeder von uns irgendwo hingeschafft; aber das Heim mit seinen geliebten Dingen, die uns immer teurer wurden je länger der Krieg dauerte, das wollten wir nicht auflösen. Und wenn Alarm kam, so zitterten wir wohl, aber nicht um uns selbst: wir dachten an jene «anderen» unglücklichen Stadtteile, die vielleicht vernichtet werden würden, an das Leid und die Not der Obdachlosen, wir dachten daran wie an ein furchtbares, aber fernes Verhängnis.

Und dann kam die Nacht und das Ende des alten Westens.

Es war ein grauer Tag gewesen, der in eine Nacht überging die so schwarz war, dass man auf der Strasse keine Hand vor Augen sah. Die Sirene hatte schon aufgeheult. Plötzlich begann es zu schiessen, kurz, scharf, ohne Pause. Wir wussten noch nicht, dass schon ganze Strassenzeilen brannten und zusammenstürzten. Die Fensterscheiben ratterten wie in einem rasenden D-Zug, unaufhörlich knallten die Einschläge — wir wussten nicht, dass Haus um Haus niedergemäht wurde, dass das, was wir hörten, Bombenfeuer war.

Auf einmal erbebte das Haus, die Scheiben barsten, Scherben klirrten, das Licht erlosch. Was eigentlich geschehen war, wussten wir nicht, es war nicht besonders laut gewesen, aber freilich gingen alle Einzelgeräusche im Lärm unter, der von draussen kam. Wir liefen im Dunklen hinauf, da war die Wohnungstür herausgebrochen und lag im Treppenhaus, aber die Treppe stand noch. Wir tasteten uns überall durch, aber der kurze Gang durch die von Schutt und Staub erfüllte Luft hatte unsere Kehlen wie ausgedörrt.

Im Keller brannte noch das elektrische Licht. Die Luft wurde plötzlich sehr heiss und stickig. «Nebenan brennt es — wir müssen den Durchbruch zum Nebenkeller aufschlagen —» sagte eine Stimme. Ich hörte sie wie im Traum. Kurz darauf gähnte ein Loch in der Mauer, die Menschen drängten sich hindurch als letzte ging eine blonde Frau, sie hatte ein nasses Laken umgeworfen. «Wir wollen versuchen, vorn hinauszukommen». Tatsächlich war der Weg nicht ganz blockiert. Ueber unbestimmbare Trümmer kletterten wir ins Freie.

Die Nacht war rot vom Feuerschein, ein böses, brandiges Rot. Unser Nebenhaus war von einer Mine weggefegt worden, aus seinen Trümmern lohte ein gigantisches Feuer. Wir liefen über die Strasse, fielen über gestürzte Bäume und bargen uns schliesslich auf einer Treppe am Wasser. Von allen Seiten wankten Menschen herbei, manche trugen schwere Koffer. Keiner war panisch, alle waren ruhig und besonnen. Ich sah keine Verzweiflung. Inzwischen fielen die Sprengbomben und die Luftminen und die phosphorhaltigen Brandbomben immer weiter. Diese Begriffe, von denen wir hundertfältig gehört und gelesen hatten, ohne jemals ihre Bedeutung zu erfassen, hatten jetzt furchtbare Wirklichkeit bekommen. Wenn wir etwas kommen hörten, duckten wir uns tief. Es wurde immer heller, heisser, rauchiger. Die Augen brannten. Eine Frau ging bis hinunter zum dunklen, stillen, geheimnisvollen Wasserspiegel und trank aus der hohlen Hand. Unsere Erregung dauerte an, aber wir fürchteten uns nicht mehr, wir atmeten unter freiem Himmel und hatten das rettende Wasser zu unseren Füssen...

Als nach anderthalb Stunden die Entwarnung kam, tobte schon der höllische Feuersturm, der die Funken über die Dächer und durch die Strassen jagte, die Wohnungsbrände schwer löschbar machte und den mühsam geretteten Hausrat, der auf den Strassen stand, oft noch anzündete. Auf dem Asphalt und auf dem Bürgersteig tanzten die Phosphorflammen grünlich schillernd, wie Irrlichter. Der Feuersog schuf den Sturmwind, und der Sturmwind fachte das Feuer zu rasenden Flammen an, trieb den beissenden Rauch in die Augen. Unaufhörlich fielen die Ziegel, klirrten die Scheiben, schlugen die Balken der sterbenden Häuser aufs Pflaster. Last- und Privatwagen dröhnten durch den immer dichter werdenden Rauch, transportierten Verletzte, schafften Obdachlose aus der Stadt. Und die Menschen kämpften um ihre Heime und löschten, löschten, bis sie Erfolg hatten. Und manche starben.

Ich weiss heute nicht mehr, warum ich nicht einmal den Versuch machte, zu meinem Hause durchzudringen, das unrettbar niederbrannte. Vielleicht wollte ich noch eine Nacht die Illusion haben, dass meine Wohnung noch stünde, vielleicht wollte ich nicht ohnmächtig sehen wie sie unterging — vielleicht wollte ich mich ganz einfach nicht entscheiden, was zu retten sei, wollte nichts herausreissen — denn hätte nicht jedes forgeschaffte Stück eine klaffende Lücke hinterlassen?

II.

Tagelang lag der Rauch wie eine dicke, gelbe Nebeldecke über der Stadt. Tagelang tränten die Augen von den herumfliegenden Russflocken. Wer keine Autobrille besass, verband sie mit Mull oder hielt sich ein Tuch vor die Augen. Wie gespenstische Masken waren die Fetzen weisser Spitzengardinen, die sich manche Frauen vor das Gesicht gebunden hatten. Der widerlich süssliche Brandgeruch reizte die Kehle zu beständigem Husten.

Auf dem braunen, verwüsteten Rasen liegen kadavergleich die Trümmer der Bäume, die silberstämmigen Buchen, deren Rinde an das Fell einer dänischen Dogge erinnert, und die schwarzen riesigen Eichen. Versprengtes verkohltes Gezweig versperrt die unkenntlich gewordenen Wege. Riesige Bombentrichter haben die Erdoberfläche zerrissen und ganze Bäume entwurzelt. Ueberall ist der Boden weiss getupft vom Phosphor der Brandbomben.

Die roten zutraulichen Eichkätzchen sind verschwunden. Die buntgefiederten Enten sind fortgezogen. Die Säulenhalle des Rosengartens ist zerschlagen.

Solange die Feuer noch flackerten, führten selbst die Trümmer der getroffenen Strassen ein gespenstisches Scheinleben. Dann war es zu Ende. Aus der Entfernung hält man manche Häuser noch für unversehrt, denn ihre Aussenmauern stehen oft noch mit all ihrem steinernen Zierrat. Schlanke Urnen und mythologische Figuren ragen ohnmächtigen Schutzgöttern gleich auf durchbrochenen Säulengalerien in den Himmel hinein. Graziöses, noch vergoldetes Gitterwerk wölbt sich um einen Balkon, auf dem niemand mehr stehen wird. Breite Treppen führen durch reichgeschmückte Portale zu einem Schutthaufen. An Stelle der Giebelfenster stehen jetzt die leeren Fassungen wie eine barocke Zeichnung vor den stellen Gipfeln der jetzt sinnlos gewordenen Schornsteine. Von keinem Dach und keinem Stockwerk gehindert spiegeln sich die Wolken in einer Wasserlache im einstigen Erdgeschoss. Durch die klaffenden Risse des Gemäuers, durch die leeren Fensterhöhlen scheinen die schrägen Strahlen der Wintersonne. Rostige Eisenbänder hängen wie Papierschlangen von der Silvesterfeier in dem übriggebliebenen Bäumen der Vorgärten, wo ausgeglühte Panzerschränke wie geheimnisvolle Schilderhäuschen die wertlose Asche einstmals wichtiger Dokumente hüten.

Gespenstisch schrecken uns die Schemen unserer erloschenen Häuser. Sie sind so zerstört, dass wir sie nicht mehr erkennen — nichts Stoffliches, kein bunter Seidenfetzen, kein zerbrochener Stuhl spricht mehr zu uns von unserem verlorenen Heim. Schon haben sie des eigentümliche Pathos, das uns immer beim Anblick historischer Ruinen ergreift: sie sind schon Vergangenheit.

III.

«Ich habe alles verloren...»

Diese Worte waren das Leitmotiv jener Tage; sie ersetzten jede Begrüssungsformel. Ich sprach sie mechanisch. Sonderbarerweise konnte ich nichts bei ihnen empfinden; es war, als sei mit dem Verlust des Besitzes auch das Gefühl für diesen verloren gegangen. Angesichts der Vernichtung soviele Häuser schien das persönliche Eigentum keine Rolle mehr zu spielen. Aus dem Begriff des Besitzes war über Nacht Ballast geworden. Zunächst gab es so viel zu tun, dass wir gar nicht zum Nachdenken kamen.

Manche verliessen die Stadt, aber Millionen blieben. Blieben in Wohnungen, die kein Gas und Licht mehr hatten, in denen kein Fenster mehr ganz war, deren Höhlen sie notdürftig mit Pappe vernagelten. Täglich kehrten sie den Schutt fort, der immer wieder von den angeschlagenen Wänden herunterfiel, holten sich in Töpfen und Kannen das Essen von der öffentlichen Verpflegungsstelle, gingen unausgeschlafen und frierend in ihre ebenfalls oft ungeheizten Dienststellen und verloren kein Wort darüber.

Einmal führte ich einen Blinden über die Strasse, und wir sprachen einige Worte zusammen. Auch seine Wohnung war vollkommen zerstört, seine Möbel seien aber schon vorher nach Schlesien gekommen, er habe seine Versetzung dorthin, inzwischen müsse man die Uebergangszeit hier ruhig abwarten. Er lächelt, zufrieden mit seinen Zukunftsplänen und ganz ohne Furcht vor der Gegenwart.

Die erste Zeit wohnte ich bei Bekannten, die mich auf dem Polizeirevier, wo ich nach vermissten Freunden fragte, auflasen und zu sich nahmen. Zunächst war ich glücklich, keine Initiative haben zu müssen, glücklich, unter Menschen zu sein, die weiterlebten, als ob nichts geschehen sei — vor allem glücklich, mit meiner Angst nicht mehr allein zu sein.

Auch ihre Wohnung hatte Schaden gelitten; Gas und Licht hatten wir freilich noch, aber ein Zimmer war ausgebrannt, eine Wand eingestürzt, und gerade die Wand in der Küche, an welcher Wasser- und Lichtleitungen entlangliefen, hatte ein tellergrosses Loch. Nach jedem Angriff, den wir im Splittergraben verbrachten, fürchteten wir, diese kostbare Wand könne durch die Erschütterungen der Bombeneinschläge, die wir unten gehört hatten, eingefallen sein. Das Dach war zerstört, und während einer Regennacht leerten wir unaufhörlich Wannen und Schüsseln, die wir unter das hereinfliessende Wasser aufgestellt hatten. Putzfrau und Flätterin erschienen allmählich wieder und berichteten von ihren Schicksalen: die eine hatte alles verloren, die andere lebte in einer halbzerstörten Kellerwohnung und bügelte bei Kerzenlicht die Hemden ihrer Kunden und klagte nicht über mangelnden Schlaf oder Kälte oder Furcht vor einer neuen Schreckensnacht — sie klagte, dass sie nicht schnell genug Kerzen erhielte, um die auf ihre Arbeit Angewiesenen weiterhin betreuen zu können...

Und allmählich fand ich mein Gleichgewicht wieder; da wusste ich, dass ich fortmusste von diesen freundlichen Menschen, weil sie eine Sprache sprachen, die ich nicht mehr verstand; sie lebten im Geist einer Welt, die für mich über Nacht untergegangen war; ich war ausserstande, ihre Sorgen zu teilen, so wenig, wie sie die meinen begreifen konnten. Ich beneidete sie nicht. Ich hatte wieder Kraft bekommen, allein zu leben, und jetzt wollte ich zu denen finden, die gleich mir über Nacht zu neuen Menschen geworden waren.

Tausendfach hat sich bei den Terrorangriffen die Hitler-Jugend bewährt, die sofort nach Beendigung des Alarms zur Stelle ist, um aus Trümmern und Schutt das noch brauchbare Gut zu bringen

Aufnahme: Emdo

Wo die DUSE ruhen wollte...

Ein Besuch in Asolo

Von PAUL NIEHAUS

Eleonore Duse

Es gibt Orte, die scheinen vom Schicksal vorausbestimmt, Zufluchtstätte stiller, edler und leidenschaftlicher Geister zu sein; so auch Asolo am Alpenrand, nördlich Venedig. Wenn man an dem schlichten Grabe der Eleonore Duse steht, vor dieser schmucklosen Steinplatte, die nichts ziert als der erhabene Name und die Daten eines erfüllten Lebensbogens, an diesem Vorsprung des Friedhofs St. Anna, von wo aus man in die unendliche norditalienische Ebene tief hinunterschaut wie auf ein Meer, in dem alle sich auftürmenden Wellen bald wieder zusammenfallen und ineinander verfliessen, wenn man dann hinüberschaut zu dem Schlosshügel, wo am Ausgang des 15. Jahrhunderts elf Jahre lang die vom Schicksal schwer geprüfte Königin von Sizilien, Catarina Cornaro, in ihrer Wittwenschaft glanzvollen Hof hielt zwischen Gelehrten und Künstlern, — dazwischen liegt das Gewirr und Gewusel einer ameisenhaft wimmelnden Bergstadt mit dem animalischen Zauber südländischer Lebendigkeit, — dann versteht man wohl, warum die grosse Einsame, die allen Ruhm und alle Liebe dieser Welt geerntet hat und doch einsam blieb, in den letzten Jahren in den Ruhepausen ihres modernen Nomadentums immer wieder sich hinaufflüchtete in dieses Refugium zwischen Himmel und Erde. Hier blieb die Menschenwelt mit ihrem lärmenden Applaus tief genug unten, und doch war die kleine Stadt zwischen dem Montello und dem Monte Grappa wie ein Spiegelbild und Gleichnis all der menschlichen Narrheiten, aber verklärend und verklärt und daher lächelnd anzuschauen wie Figuren aus Tanagra, die nicht mehr bösartig sein können.

Wie sinnfällig wird die Tragik ihres Schicksals, wenn man im Bilde den stumpfsinnigen Wolkenkratzer-Betonwürfel, wo die Duse am 21. April 1924 in Pittsburg gestorben ist, kontrastiert zu dieser von allen guten Geistern noch umwobenen Urlandschaft, von der aus sie das Land ihrer Jugend, die Lombardei und Venetien zu Füssen sah! Und man versteht ihre Not, in der sie sich die letzten Wochen und Tage in der amerikanischen Kulturwüste gesehnt haben mag nach dieser seelenvollen Heimstätte in den Bergen, man versteht ihren notvollen Seufzer, noch vom Krankenlager: «Hätte ich nur die Kraft, gleich nach New York zu fahren und dann aufs Schiff und weg... Ach, Asolo, wie weit, wie weit!» Aber nur die irdischen Ueberreste brachte man in die italienische Heimat. Man versteht, warum sie gerade diesen Ort auswählte, um ewigen Frieden zu finden. «Ich will in Asolo ausruhen», hatte sie gewünscht, «zwischen dem Montello und Grappa, und auf meinem Grabe soll nur geschrieben stehen: «Glücklich - verzweifelt - gläubig».

Wie wundervoll deuten diese drei selbstgewählten Worte das Wesen einer Frau, die alle Höhen und Tiefen des Lebens ausgekostet hat! — Eleonore Duse ist uns allen, unserer ganzen Generation leider nur Legende und nicht Erlebnis gewesen, wir nacherleben nur durch das Medium des dichterischen Wortes die Verzauberung, die von ihrem Wesen und von ihrem Spiel ausging, so wie uns auch Josef Kainz, Adalbert Matkowsky, Alexander Girardi, Friedrich Mitterwurzer nur Legende sind — all diese Grossen aus der herbstlichen Dämmerung blut- und drangvoller Menschendarstellung. Allein schon durch diese Rückwirkung auf ihre Zeitgenossen (— von denen nur erinnert sei an Gabriele d'Annunzio und Rainer Maria Rilke, die ihr schicksalhaft verbunden waren; aber auch kein anderer blieb unverwandelt durch sie —) geht sie in die Geistesgeschichte der Jahrhundertwende ein, darüber hinaus bleiben uns, zusammen mit Andenken und Reliquien die vielen Bilder einer Frau, die nicht eigentlich «schön» war, die — stolz — ihre bäurische Herkunft zur Schau trug, aus deren hart geschnittenen Zügen, aus deren grossen Augen die abgründige Trauer aller Kreatur sprach und *die deswegen wohl berufen war wie keine andere, die Tragödin ihres Jahrhunderts zu werden:* Glücklich, verzweifelt und dennoch: gläubig.

Sie war keine Blenderin, kein Wunderkind; wie alles Edle reifte sie langsam und spät. Nachdem sie herangewachsen war aus der Trostlosigkeit einer armseligen Jugend (zwischen Vigevano und Chioggia), welcher Hunger und Armut die treuesten Begleiter waren, hatte sie unter der Verständnislosigkeit einer stumpfen Unwelt zu leiden, routinierte Kollegen nannten sie «durchschnittlich begabt». Mit jener Energie, die allen Grossen zu eigen ist, bekämpfte sie einen angeborenen Fehler: ihre nasale Aussprache, und sie schuf sich — fanatisch übend — im vollendeten Wohlklang des menschlichen Wortes ein Instrument, auf dem sie alle seelischen Register ziehen konnte, das mit so elementarer Macht und Wahrheit den Menschen in seiner Grösse, Sehnsucht und in seinem Elend zeigte, dass eine Erschütterung von ihr ausging, wohl nur vergleichbar der Katharsis in der Blütezeit des griechischen Dramas. Alle, die das erleben durften, konnten diesen Eindruck nur in stammelnde, umschreibende Worte des Dankes fassen. Selbst ein Ironiker wie Bernard Shaw wurde vor der Kunst der Duse zu einem frommen, rückhaltlosen Bewunderer.

Viele kennen den Namen der Duse nur in Verbindung mit dem Gabriele d'Annunzios, für dessen Kunst sie sich eingesetzt hat, so selbstlos und aufopfernd, wie nur der Genius weiblicher Liebe es vermag, unter Einsatz von Gesundheit, Zeit und Geld, ein eigenes Theater erträumend für ihn und für sich, aber auch aus diesem Traume grausam herausgerissen. Das Allzu-Menschliche war ihm nicht gewachsen. Der Geliebte münzte sein Erlebnis um in einen dithyrambischen Roman («Feuer»), der als Dokument — für d'Annunzio und die Duse und für Venedig — und als Erlebnisrausch eines Epheben immer beachtlich sein wird; im übrigen ist es nicht Sache der Mit- und Nachwelt, sich in das Privatschicksal zweier schöpferischer Menschen mit billigen Urteilen einzumengen. — Die Duse kehrte nach diesem Schmerz vollkommen ein in die nordische Ideen- und Menschenwelt Henrik Ibsens. Mit der «Frau vom Meere» etwa lechzte sie nach «grenzenloser Befreiung». Ein Zeitgenosse schrieb: «Jetzt aber geht sie so vollständig in der Heldin auf, dass sie ihre Gedanken denkt, ihre Leiden leidet, an ihrer Angst vergeht. Das ist mehr als Schauspiel.»

Sie konnte so spielen, weil die Grenzen von Leben und Kunst ihr zusammenflossen, weil sie dem Leben und der Natur immer treu blieb auch als Komödiantin. Und gerade *weil* sie eine unvergleichlich grosse Künstlerin war, blieb in ihr die Sehnsucht wach, Abstand zu haben vom Theatergetriebe und immer wieder unterzutauchen in die Namenlosigkeit stiller Bergdörfer, kleiner Küstenstädte. 1909 wollte sie dann dem «Jahrmarkt der Eitelkeiten» endgültig Lebewohl sagen. Aber es war ihr nicht vergönnt. Sie hat selbst einmal gesagt: «Das Glück ist immer am anderen Ufer», und nicht vor dem Tode, wie alle wesentlichen Menschen, hat sie das «andere Ufer» gefunden: Glücklich, verzweifelt, gläubig.

Als der Krieg kam, ging sie — wie jedes andere Bauernmädchen — als Schwester an die Front und stillte Schmerzen und Not. Inzwischen war ihr Vermögen aufgezehrt, und 1921, zwölf Jahre nach ihrem Abschied von der Bühne, als Sechzigjährige, musste sie sich entschliessen, nocheinmal das ruhelose Wanderleben zu beginnen. Sie eilte — vor allem in Amerika — von Triumph zu Triumph; für sie war es eine Hetzjagd ohne Erbarmen; ihre schwache, verbrauchte Lunge war den Strapazen nicht mehr gewachsen, und so entrang sich ihr — sterbend — der wehe Sehnsuchtsschrei: «Asolo, ach, wie weit! Wie weit!»

Ihr ruheloses Herz ist nun gebettet in der geliebten Heimaterde, hoch über dem Menschengewimmel, aus dem sie ihre Triumphe holte. Man steht in den Ruinen des alten Cornaro-Schlosses, in dem ein kleines Theater ihren Namen trägt. Man geht durch das Museum, in dem so viel teure Andenken gesammelt sind: Die Kostüme ihrer grossen Rollen, der Abguss ihrer kleinen, schmalen, ausdrucksgewaltigen Hand, die Geschenke ihrer grossen Kollegen, als sie zur Bühne zurückkehrte, die Orden und Auszeichnungen, mit denen die Grossen dieser Welt sie zu ehren meinten, Briefe d'Annunzios mit den übergross hingepfahlten Schriftzeichen eines ichsüchtigen Autokraten... Man steht vor dem Hause der Künstlerin, das vergittert ist wie eine Burg — Abwehr gegen die allzu Lästigen oder Zudringlichen.

Wie Gespenster geht es um in diesen Erinnerungsstätten, und man steht doch mitten im Gewühl eines Marktfleckens, in dem das südländisch-bunte Leben so heiss pulsiert, heute wie morgen wie vor Jahrhunderten. Wer von diesen Menschen wird sich noch der ernsten Frau mit den grossen Augen erinnern? — Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze — gewiss nicht. Aber die Historie beweist, dass auch des Mimen Werk Wellen schlägt, die in sich zwar vergehen, aber sich fortpflanzen mit nicht zu umgrenzender Wirkung. Insoweit unterscheidet sich das Werk des Mimen kaum von dem anderer Künstler. Dafür scheint die unvergessene Duse ein leuchtendes Beispiel zu sein. Denn die Legende ihres Lebens ist Verpflichtung und Masstab für uns wie für alle kommenden Zeiten.

Das Wohnhaus der Duse

Eine Strasse in Asolo

Von und vom Wünschen

Eine Plauderei von J. M. Lutz

Wenn man mich als kleinen, vierjährigen Buben fragte, was ich einmal zu werden wünsche, dann sagte ich sehr entschieden: «Leutnant zu Pferd». Dieser Wunsch ist später tatsächlich in Erfüllung gegangen, bis auf eine Kleinigkeit — nämlich das Pferd. Auch sonst hatte die Sache einen Haken. Ich wurde Leutnant zu Fuss — und im Schützengraben. So war mein Wunsch als kleiner Bub natürlich nicht gemeint gewesen. So geht es aber mit den Wünschen.

Als ich dann ein paar Jahre älter geworden war und ich der alten Stenglin, die immer so schreckliche Geistergeschichten erzählte, im Dunkeln das Katzenfell meines Grossvaters, das eigentlich medizinischen Zwecken dienen sollte, als «Gespenst» ins Genick warf, da sagte die alte Stenglin in ihrem ersten Zorn und Schrecken: «Aus dem Lausbuben aus dem ganz miserabligen, wird bestimmt nix gescheites». Ich bin dann tatsächlich Schriftsteller geworden. Leider hat es die alte Stenglin nicht mehr erlebt.

Dann kam allmählich die Zeit, wo nicht die Andern mehr mir allerhand an den Hals wünschten, wo vielmehr ich «sehr viel zu wünschen übrig liess», wie mein Mathematikprofessor immer so schön sagte. Dafür hatte aber ich verschiedene Wünsche. Sie waren durchaus nicht frommer Natur, dafür aber sehr ernst gemeint. Es ist aber trotzdem keinem einzigen meiner Lehrer etwas zugestossen.

Später gewöhnt man sich dann an die gesellschaftlichen Umgangsformen und an die europäische Höflichkeit und nimmt seine Wünsche nicht mehr so ernst — die guten wenigstens.

Als blutjunger Student habe ich mir dann einmal — was heisst einmal, tausendmal — gewünscht, ein bestimmtes Mädchen heiraten zu können. Bei jeder Sternschnuppe und bei jeder sonst passenden kosmischen Gelegenheit habe ich inbrünstig diesen sehr heissen Wunsch gehabt. Er ging trotzdem nicht in Erfüllung. Viele Jahre später habe ich dann das Ziel jener Wünsche wiedergesehen — und war «wunschlos» glücklich. Mit den Jahren werden dann die Wünsche gesetzter und handfester. Man wünscht sich Erfolg, gutes Auskommen und Ansehen, und je mehr solche Wünsche dann in Erfüllung gehen, desto mehr wünschen einem die Andern das Gegenteil. Ueberhaupt sind Wünsche nur wirklich schön, solange sie Wünsche sind. Mir sind im Leben manch schöne Wünsche in Erfüllung gegangen, aber, als sie dann erfüllt waren, waren sie garnicht mehr so schön. Trotzdem aber (so ist nun einmal der Mensch) hab' ich noch sehr, sehr viele Wünsche — als Privatmann, als Mensch (das ist nicht immer ganz dasselbe wie Privatmann) und als Künstler. Und trotzdem ich weiss, dass nicht immer alle guten Wünsche, die ich von Mitmenschen zu hören bekomme, ernst gemeint sind, so freue ich mich doch immer wieder über sie und glaube an ihren Ernst. Der Glaube macht selig! Nur wenn mir Kollegen nach einem Erfolg, recht herzhaft «weiterhin Hals- und Beinbruch» wünschen, dann beschleicht mich bei dem einen oder anderen leiser Zweifel, ob er es doch nicht wortwörtlich meint.

Hebbel als Journalist

Das letzte Heft der «Zeitungswissenschaft», der Monatsschrift für internationale Zeitungsforschung, enthält eine grössere Studie von Dr. Heinrich Deiters über «Hebbel als Journalist». Daraus geht hervor, dass Friedrich Hebbels journalistische Arbeiten — Berichte allgemeinen Inhalts, politische Artikel und literarische Kritiken — in seinem Gesamtwerk einen durchaus beachtlichen Platz einnehmen. Im Mittelpunkt des Interesses steht ein bisher unbekannt gebliebenes Feuilleton des Dichters, das dieser unter dem Titel «Eine Wochenschau» 1830, im 2. Jahrgang der «Oesterreichischen Reichszeitung», Nr. 11 vom 13. Januar veröffentlichte. Hebbel war Feuilletonredakteur der «Oesterreichischen Reichszeitung», in der er versuchte, durch eine ästhetische Kritik im höheren Sinne eine Verbindung von angewandter Aesthetik und Literaturgeschichte der Gegenwart herzustellen. Sein Feuilleton, das sich polemisch mit der Verflachung der Presse und mit Fragen des Wiener Theaters befasst, ist besonders aufschlussreich für Hebbels Einstellung zum Journalismus.

Kultur-Chronik

Karl Mutter 75 Jahre alt. In diesen Tagen vollendete der in Durlach bei Karlsruhe lebende Landschaftsmaler Karl Mutter sein 75. Lebensjahr. Als Sohn eines Lehrers im Wiesental geboren, erhielt er seine erste Ausbildung an der Karlsruher Kunstgewerbeschule u. wurde später Meisterschüler von Hans Thoma. Am Durlacher Gymnasium war er lange Jahre als Zeichenlehrer tätig. Mutter hat die Motive zu seinen Bildern vor allem aus dem Schwarzwald entnommen sowie aus der schwäbischen Landschaft und der Landschaft am Bodensee.

Neues Orchester in Goslar. In der Reichsbauernstadt Goslar wurde ein Orchester von 30 Mitgliedern begründet. In einer öffentlichen musikalischen Feierstunde legte das Orchester seine erfolgreiche künstlerische Bewährungsprobe ab.

Holbein-Ausstellung in Orleans. Unter den Auspizien des Deutschen Instituts wurde in der Gemäldegalerie von Orleans eine sehr bemerkenswerte Ausstellung vor ungefähr 150 meisterhaften Reproduktionen von Werken Hans Holbeins, aber auch seiner Zeitgenossen (Dürer, Grünewald, Altdorfer, Wolf Huber, Urs Graf, Lukas Granach d. Ae.) veranstaltet, die sich eines sehr lebhaften Erfolges und Besuches erfreut. Die französische Kritik rühmt die ausgezeichnete Technik dieser schwarzen und farbigen Reproduktionen, die eine fast vollständige Illusion der Originale und eine genaue Anschauung von dieser Glanzzeit deutscher Kunst gewähren.

Hofrat Dr. Julius Trubrig, Verfasser zahlreicher forst- und alpwirtschaftlicher Schriften und wissenschaftlicher Arbeiten über alpine Gräser und Kräuter, ist im 85. Lebensjahr in Salzburg gestorben.

Neue Pläne des Konzertvereins

Schwierigkeiten verschiedener Art hatten vor einiger Zeit den in Triest bestehenden Konzertverein gezwungen, seine Tätigkeit einzustellen. Das grosse Interesse, welches nunmehr die Sinfonie-Konzerte des neuen Städtischen Orchesters gefunden haben, haben den Wunsch ausgelöst, auch Kammermusik zu hören, und so beabsichtigt der Konzertverein trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Die neue Konzert-Serie beginnt Sonntag, den 23. April in Redouten-Saal des Verdi-Theaters. Das «Triester Trio» das damit den 10. Jahrestag seiner Gründung feiert, wird zwei Kompositionen aufführen, die zum ersten Mal in Triest gespielt werden, und zwar das Trio von Schubert (Op. 100) und den 1. Satz von Brahms Op. 8.

DIE SCHIFFE MÜSSEN FAHREN

Eine Erzählung von MIKA WALTARI

Am frühen Morgen stand ein Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft auf dem Bahnsteig und wartete. Auch der noch unausgeschlafene und nervöse Berichterstatter einer Zeitung war da, die Hände tief in die Manteltaschen vergraben und vor Frost zitternd. Später fand sich auch ein Photograph ein, der für die Nachmittagszeitung eine Aufnahme machen wollte.

Endlich dampfte der Zug ein, und die Seeleute, die erwartet wurden, kamen zum Vorschein. So, nun waren sie also wieder daheim. Aber auf ihren Gesichtern war keine Freude darüber zu entdecken, keiner von ihnen lächelte, sie standen stumm da und liessen sich von den anderen Reisenden bestaunen.

Keiner von ihnen trug irgendwelches Gepäck mit sich, auch der Kapitän nicht, der bloss das Logbuch unter dem Arm hielt. Der Maschinist Juhola, der eben barfuss gewesen war, als das Schiff sank, trug ein Paar alte Filzpantoffel, die ihm ein gutherziger Norweger für die Reise geschenkt hatte. Die guten Anzüge waren alle mit dem Schiff in die Tiefe gegangen und es lag etwas Zerbrochenes und Freudloses über den Männern, wie sie nun in ihren schmutzigen Arbeitskleidern auf dem Bahnsteig standen, die Bartstoppeln mehrerer Tage auf den Gesichtern. Der Photograph knipste seine Aufnahme und verschwand. Der Berichterstatter stand mit Notizbuch und Bleistift in den Händen da und bemühte sich, die Männer dazu zu bewegen, ihm Einzelheiten über das Ereignis zu verraten.

«Das war wohl eine schaurige Geschichte, wie?» fragte er. «Seid ihr mit der Besatzung des U-Bootes ins Gespräch gekommen? War die Besatzung des Schiffes, das euch auffischte, freundlich? Teufel noch mal, erzählt doch endlich, wie euch zumute war!»

Die Männer zogen sich scheu zurück, schielten sich verlegen an und jeder trachtete, hinter dem Rücken des anderen Deckung zu finden.

«Ja, so war es wohl», sagte einer.

«Ja, ganz recht», pflichtete ihm ein anderer bei.

Der Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft reichte eine Schachtel Zigaretten herum und forderte die Männer auf, mit ihm auf das Kontor zu kommen, um abzumustern.

Eine Stunde später traten sie, einer nach dem anderen oder paarweise, aus der Türe des Kontors in den graukalten November-vormittag hinaus, und jeder ging nun seines Weges. Gut, sie waren übel mitgenommen worden, aber schliesslich waren sie doch mit dem Leben davongekommen. Und jetzt hatten sie ein Stück Geld in der Tasche und konnten sich wieder eine Zeit lang über Wasser halten.

«Ein Seemann schlägt sich immer durch!» sagte einer und lachte.

Die Unverheirateten gingen zum Friseur.

Der Maschinist Juhola kaufte sich ein Paar Schuhe, dann fuhr er mit der Strassenbahn nachhause. Er hatte seinen Angehörigen seine Ankunft nicht ankündigen können, aber seine Frau wusste ja, dass er sich in Sicherheit befand und alles gut abgelaufen war. Wortkarg, wie er schon immer war, liess er sich mit ein paar neugierigen Bekannten, die er unterwegs traf, nicht in Gespräche ein, sondern trachtete, so rasch als möglich heimzukommen.

Seine Frau stand mit einem Teller in der Hand am Herd. Sie wendete sich um, als die Türe aufging, wurde vor Freude rot und sagte: «Gottlob, da bist du ja!»

Der Junge war noch in der Schule, aber die Kleine kam herbeigelaufen und schlang ihre Aermchen um die Knie des Vaters. Der hob sie hoch in die Luft, streichelte ihr behutsam die verschmierten Wangen versuchte unbeholfen, die wirren Locken zu ordnen, und stellte sie wieder auf den Boden.

«Ja, ja», sagte er und vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, obwohl er sich sehr bemühte, «nun ist man [illegible] zuhause!»

«Ich fing schon an, mich sehr zu ängstigen», sagte die Frau, stellte den Teller beseite, trocknete sich die Hände an der Schürze ab und trat auf den Mann zu, «als sie im Radio mitteilten, ‚dass...› Die weiteren Worte blieben ihr im Halse stecken und ihr Gesicht wurde blass, als sie an jene Stunde zurückdachte. «Aber sie sagten ja dann gleich, dass die ganze Besatzung gerettet wurde», beeilte sie sich hinzuzufügen und legte ihre Hand behutsam auf den Arm des Mannes, gleichsam um sich zu vergewissern, dass er noch am Leben war und stark und frisch wie früher.

Alles war wie vorher. Der Mann erhielt sein Mittagessen und der Junge kam aus der Schule und sass auf der Bank neben dem Vater und hielt ihn an der Hand.

«Wie sieht ein U-Boot aus?» fragte er eifrig und seine Augen leuchteten vor Neugier und Spannung. «Wie sieht es aus, Vater? Hast du grosse Angst gehabt? Das gab wohl ein furchtbares Krachen, als das Schiff sank?»

Ueber Juholas Gesicht gingen Schatten, und es schien, als wolle er seine Hand aus der des Knaben ziehen. Dann lächelte er schwach und die grauen Augen schauten verloren irgendwohin in die Ferne.

«Es ist wie ein Fisch», sagte er und versuchte zu scherzen, aber seine Stimme wurde hart und rauh, «wie ein grosser, schwarzer Fisch...»

«Und hast du auch Minen gesehen, Vater?» fragte der Knabe. «Viele Schiffe sind wohl auf Minen gegangen?»

Juhola lachte. «Die Minen sieht man nicht», sagte er in belehrendem Ton. «Die liegen verankert unter der Oberfläche des Meeres. Nur wenn sie sich losreissen, kommen sie hoch und treiben mit dem Winde.»

Da sah er seine Frau mit unbeweglichem und ernstem Gesicht dastehen und lauschen, und da fragte er hastig den Knaben nach seinen Hausaufgaben und nach der Schule. Er wich den Augen seiner Frau aus und fühlte sich plötzlich elend und unglücklich.

Er wusste, dass er seiner Frau ja doch nicht entgehen konnte. Am Abend, wenn die Kinder zu Bette gegangen waren und es im Hause so still und warm und sicher war, musste er ihr ja doch Rede stehen.

So kam es auch. «Nun bleibst du wohl zuhause?» sagte sie und presste die Hände zusammen, die gefaltet im Schosse lagen. Das klang bestimmt, der Tonfall war mehr feststellend als fragend.

«Wahrscheinlich wohl», sagte der Mann. «Allerdings... sie baten mich auf dem Kontor, weitere Order abzuwarten...»

«Du bist ein geschickter Maschinist. Du kannst dir auch an Land Arbeit beschaffen. Und wenn du auch etwas weniger Lohn bekommst, so brauchst du dir deswegen keine Sorge zu machen, es wird schon reichen, und wir haben ja auch etwas Erspartes.»

«Ja, ja, gewiss kann ich mir auch an Land Arbeit suchen.»

Aber sein Blick wich dem der Frau aus, die grauen Augen starrten auf den Fussboden. Die Frau seufzte müde, doch fühlte sie sich immerhin ein wenig erleichtert.

«Aber erzähle nun alles ausführlich» sagte sie und stiess ihn von der Seite an. «Du kannst dir wohl denken, wie ich mich um dich gesorgt habe. Erzähle nun, wie es war! Dir muss man ja jedes Wort aus dem Munde ziehen.»

Der Mann lächelte ein wenig.

«Nun, das war nichts so Besonderes» sagte er mit einem leichten Ton. «Nichts, worüber zu reden es sich verlohnt.»

Vor seinen Augen stand das Fahrzeug in der schwarzen, wogenden See, er sah den brausenden Streifen des Torpedos und die Säule von Feuer und Rauch, er hörte das Donnern und Tosen, furchtbarer als das ärgste Gewitter, und dann fühlte er, wie das Fahrzeug zu sinken begann. Ja, das Fahrzeug begann zu sinken. Er erinnerte sich auch daran, wie ihm zu Mute war, als ihm die Todesangst die Kehle zusammenschnürte, als jede Sekunde die letzte sein konnte und er nur das eiskalte Wasser um sich hatte. — Aber von all dem konnte er ja nicht sprechen.

«Nein, es war gar nichts Merkwürdiges» sagte er. «Man hat ja schon oft genug darüber in den Zeitungen geschrieben. Und gefährlich war es nicht, nein. Anderen ist es ebenso ergangen. Und noch schlimmer.»

In den nächsten Tagen versuchte ihn die Frau dazu zu bringen, dass er sich in der Stadt nach Arbeit umschaute, und er tat es auch, aber meist nur zum Schein und um ihr zu Willen zu sein. Es war ja auch nicht so eilig damit, aber die Frau wollte sich vergewissern, dass er wirklich an Land bleiben und nicht wieder auf die See hinausgehen werde.

Indessen war kaum eine Woche vergangen, als er einen Brief vom Kontor der Schiffahrtsgesellschaft erhielt. Darinnen stand, er möge sich sofort bei einem Fahrzeug einfinden, das in der und der Küstenstadt lag und Frachten einlud.

«Du fährst nicht!» sagte die Frau und stellte sich vor ihn hin, bleich im Gesicht und mit Augen, die fast schwarz waren vor Trotz. «Denke doch an die Kinder und an mich! Mögen andere fahren, wenn es schon sein muss.»

«Es herrscht Mangel an Maschinisten» meinte der Mann zögernd. «Und dann ist der Lohn mehr als doppelt so hoch wie gewöhnlich und die ganze Mannschaft ist versichert.»

«Ich pfeife auf den Lohn!» schrie die Frau und ihre Stimme war gellend vor Schmerz. «Dich will ich behalten! Dich! Hassest du uns denn, dass du uns wieder in solche Verzweiflung stürzen willst? Ist es die See, die dich lockt, oder willst du nur von uns wegkommen?»

Das waren freilich böse Worte, aber der Mann verstand sie gut und legte ihnen weiter keine Bedeutung bei.

«Nein, die See ist es nicht» sagte er leise. «Unsereins sieht ja nicht viel von ihr, wenn man unten im Maschinenraum arbeitet.»

Und das stimmte. Immer war es nur wie ein flüchtiger Schimmer von Bildern an seinen Augen vorbeigezogen: Die grossen, grünen Wogen der Ostsee im Sonnenschein, der rötliche Nebel über der Nordsee im Morgengrauen, während der Koch den dampfenden Kaffee in die Becher goss.

«Was ist es dann?» kam es von den zitternden Lippen der Frau. «Bist du ganz von Gott verlassen?»

«Irgendwer muss auf jeden Fall fahren», sagte der Mann langsam, indessen er vor sich hinstarrte und die schweren und verwickelten Gedanken in seinem Kopfe zu ordnen versuchte. «Siehst du, die Schiffe müssen fahren, die Lasten müssen kommen und gehen, daran ist nichts zu ändern. Aus diesem Grunde muss ich fort. Sie brauchen mich. Alles ist zuende, wenn die Fahrzeuge abtakeln. Sie müssen fahren. Tun sie es nicht, so kommt Not und Elend über unser Land.»

«Dich kann doch niemand zwingen!» redete die Frau auf ihn ein. «Du brauchst doch nur zu schreiben, dass du nicht fahren willst, und alles ist in Ordnung. Das kannst du doch tun, das ist doch keine Schande.»

«Nein, eine Schande ist es wohl nicht,» gab der Mann zu, «und zwingen kann mich niemand, das stimmt auch... aber in mir selbst ist etwas, was mich zwingt, und ich hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn ich die anderen hinausfahren liesse und selbst daheimbliebe.»

«Was soll aus uns werden!» stöhnte die Frau. «Was soll nur aus uns werden!»

Aber dann sagte sie nichts mehr, als der Mann seinen Sack für die Reise zu packen begann. Sie nahm die neuen Wollstrümpfe und die Bilder der Kinder hervor und tat sie zu den anderen Sachen für den Reisesack.

Der Mann legte seine Hände auf ihre Achseln und sah ihr lange in die Augen. Dann machte er sich auf den Weg. Erst als er fort war, brach sie in heftiges Weinen aus.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Finnischen.

Sie wendete sich um, als die Türe aufging, wurde vor Freude rot und sagte: «Gottlob, da bist du ja!»

Zeichnungen: Kubelik

Der Mann legte seine Hände auf ihre Achseln und sah ihr lange in die Augen. Dann machte er sich auf den Weg

Der Geist der Berge

Von Hermann Hesse

Ein starker Geist hält seine weisse Hand
Weit über seine Berge ausgespannt.

Gross ist das Leuchten seines Angesichts,
Ich aber fürcht'ihn nicht, er tut mir nichts.

In schwarzen Schlüften hab ich ihn gespürt,
Auf hohen Gipfeln sein Gewand berührt.

Ich hab ihn oft aus leisem Schlaf geweckt
Und zwischen Tod und Leben frech geneckt.

Und stundenlang, wenn ich im Herzen litt,
Ging er auf Gletscherwegen heimlich mit

Und legte gütig seine kühle Hand
Auf meine Stirne, bis ich Frieden fand.

Haarspaltereien

WER DIE WAHL HAT...

Björn Björnson, der älteste Sohn des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson, wollte eigentlich Musik studieren, doch dann wurde aber seine Leidenschaft für das Theater immer stärker, und 1880 trat er zum erstenmal bei den «Meiningern», wie man die Schauspielertruppe des Meininger Hoftheaters nannte, auf. Nach einiger Zeit traf ihn in Berlin ein Freund, der fragte: «Na, Björn, bist du mit deinen Erfolgen beim Theater zufrieden, oder möchtest du lieber wieder zur Musik zurück?»

Björn seufzte: «Die endgültige Wahl ist für mich wirklich schwer; im Konservatorium sagte man mir nämlich, für Musik sei ich zu theatralisch veranlagt, und der Regisseur der Meininger wieder behauptet, in meinem Spiel stecke keine Musik drin».

NAERRISCHES

August der Starke reichte einst bei der Mittagstafel seinem Hofnarren den mit einem Zug geleerten Humpen und befahl: «Johann, hol' Wein, aber nicht aus meinem Keller, sondern aus dem Wirtshaus!» Der Narr hielt die Hand hin: «Dann bitte ich um Geld, Majestät». Der Monarch lehnte ab: «Ach was! Geld! Mit Geld kann jeder Dummkopf Wein kaufen!» Der Narr ging, kam nach einer Weile zurück und reichte dem König den leeren Humpen. Der König wetterte: «Elender, die Kanne ist ja leer!» Der Narr lächelte verschmitzt: «Halten zu Gnaden, aber aus einer vollen Kanne kann jeder Dummkopf trinken, Majestät».

UNSTERBLICHE PROSA

Lange Kriegsfuhr

Eine Erzählung von Johann Peter Hebel

Im Dreissigjährigen Krieg — der Schwed' zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen; denn er musste Tornister führen und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: «Komm bald wieder heim, Jobbi!» Der Jobbi dachte: A mir soll's nicht fehlen. Die Meisterin weinte und jammerte, aber ein schwedischer Korporal sagte: «Man wird Ross' nicht fressen. Tatar frisst Ross.»

Indessen ging die erste Tagstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur dis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken war schon das Leben feil und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsross, den Jockli, dass er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden musste.

Die österreichischen Vorposten riefen ihn an: «Wer da?» — «Gut Freund!» — «Wer ist gut Freund?» — «Der Jobbi von da un da.» — «Bassa mallergi», sagte der Korporal, «bist du der Jobbi von da und da?» Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: «Willst du einen Pass nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld verdienen?» da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lange und einen andern Zug gekauft.

Also blieb der Jobbi bei der Armee, fuhr hin und her, bis nach Pressburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus bergauf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden.

Eines Tages, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten — die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirt richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragte: «Was fehlt dir?» — «He, nichts», sagte sie, «ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heut jährt sich's wieder.» — «Es wird sich noch vielmal jähren», sagte der Mann; «Gottlob, dass wieder Ruhe im Lande ist!» — Indem tritt der Hausknecht ein und sagt: «Meister, da draussen haltet ein obstinater Gesell, ein Ungar mit schneeweissem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender, und hat auch so ein Branntweinfässlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: «An diesem Platz bin ich der Meister!» Drauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg, oder ist's Frieden?» Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar herein und sagt: «Gemach!» Der Wirt fragt: «Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt.» — «Eine Halbe will ich», sagt der Ungar, «von Eurem Besten, und zwei Gläser.»

«Das ist nicht von Eurem Besten», sagte er nachher. «Von dem Grenzacher will ich im hintern Keller oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz' aufsitzt.» Der Wirt sagt: «Woher wisst Ihr, was ich für Wein im Keller habe?» Der Ungar sagt: «Von Eurem alten Knecht, dem Jobbi», und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters und die Tränen rannen ihm aus den Augen in den weissen Bart. «Ich bi ja der alte Jobbi», sagte der vermeintliche Ungar, «wo einmal bei Euch...», — aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, — «...und den Jockli hab' ich auch wieder mitgebracht», sagte der Jobbi, «die andern sind neu.»

Jetzt ging's an ein Bewillkommen und an ein Fragen: der Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart, und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch hinein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: «Das Fässlein! Wir müssen zuerst das Fässlein abladen» Drauf brachten der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fässlein, aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Taler und Kremnitzer Dukaten, ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. «Dies ist Euer Geld», sagte der Jobbi, «das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli einen Ruhestand.» Der Meister sagte: «Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein und zwar das älteste.» Aber der Jobbi sagte: «Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Lasst mich, wie ich bin!» und ging mit einem Mundvoll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weggewesen wäre. Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermacht ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Baseler Währung, gut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

SMETANA auf dem Heiratsmarkt

Novelle von Robert Hohlbaum

(2. Fortsetzung)

Und meinen Se, es geht ihm ane in der Stadt auf'n Leim? Wo er für's erste nischt is wie unbesoldeter Praktikant bei der Stadthalterei? Und ka Geld hat? Se werden sagen, wenn ka Geld da is, warum? Er wird zahlen können, wenn er heirat'! Viel wird er zahlen können!» Nun beugte er sich dicht nach Smetana und flüsterte. Wir fahren aufs Dorf. Zu a grossen Bauern. Was heisst Bauern. Grundbesitzer. Grossgrundbesitzer. Die wollen was Feins haben für die Tochter. Was aus der Stadt. Was nicht nach Kuhmist riecht, sondern nach Veilchen. No, riecht er nicht nach Veilchen? No, is er nich fein? Is unbesoldeter Konzeptpraktikant ka feiner Beruf? Statthalter kann er noch werden bei gelegener Zeit! Hab ich dem Grossgrundbesitzer gesagt. Es is a gutes Werk, was ich komm zu tun, Verehrtester, das können Se mir glauben! Es is a Blutauffrischung für ihn und is a Aufstieg in die Gesellschaft für das Mädchen. So kann se amol leben in Reichtum und Ehren. Dann, der Besitz! No! Da würden Se schauen! Hundert Rinder im Stall, zwanzig Pferd an der Krippe, und a Boden, a Erd, a schwarze Erd!»

Schwarze Erde! Friedrich Smetana fühlte über all das Störende hinweg ihren Duft. Heute noch würde er ihn wahrhaft fühlen. Wenn er in das geliebte Dorf kam, das schlichte Wirtshauszimmer, das er vor Jahren schon gemietet hatte, als Zufluchtsort, in dem das Klavier stand, aus dem zum erstenmal die Töne seiner «Moldau» erklungen waren, das Land, das ihm Melodien schenkte, er brauchte ihm nur zu lauschen, ohne Mühe! Der Zug hielt, ein Ortsname wurde ausgerufen. Friedrich Smetana schrak auf. Es war die letzte Haltestelle vor seinem Ziel. Der Wagen, den er bestellt hatte, würde schon warten, bald fuhr er in die Freiheit hinein, Freiheit des Lebens und Schaffens! Auch der Alte sah nach der Golduhr.

«Wir müssen doch bald da sein! Der Zug hat ka Verspätung! Herr Wenzel! Wachen Se auf!» Er rüttelte den noch immer Schnarchenden. «Wachen Se auf! Es ist Zeit!»

Nach dem ersten Erschrecken über die Gemeinsamkeit des Zieles hatte Smetana sich so weit gefasst, dass er, sobald der Zug hielt, ohne Gruss aus dem Abteil sprang, auf das wartende Wägelchen zulief, und, der Rufe des lebhaft agierenden Alten nicht achtend, dem Kutscher zurief, er möge rasch ausgreifen. Und bald war nichts um ihn als hohes Aehrenwogen, und nichts über ihm als hellblauer Himmel, aus dem sich bald der vertraute rote Zwiebelturm der Dorfkirche erhob.

Friedrich Smetana sass am offenen Fenster und liess die Ueberfülle an Geld, Farbe, Urlaut, Glück und Freiheit, die ihn an diesem Tage überflutet hatte, in den zarten Abend fliessen, der sich schon zur Nacht wandeln wollte. Die Farben der Landschaft, das Aehrengold, das Weiss der Dorfhäuser, das grelle Rot des Kirchturms lebten sanfter als Ahnung im weichen Dunkel, das stärker und beherrschender als der Tag von süssem Geräuch erfüllt war, von dem Winde, der in dem Feld und Laub wehte, von einem rätselhaft fernen Wagenrollen oder einem nahen Schritthall, von Ruf und Gegenruf, von Türknarren und Lädenklappern. Der Wind war zum süssen Streichersang, das Wagenrollen leises Trommelgrollen, Ruf und Gegenruf waren Waldhorn und Tubenton in Smetanas Wachtraum, selbst Türknarren und Lädenklappern wurden Fagott und Triangel, aber das alles war nicht streng bewusst, es formte sich noch nicht zu Klang und Mass, es war süsse Ahnung des Kommenden, wie Urnebel Gottes am ersten Schöpfungstag. Noch musste er nicht Schöpfer, durfte er noch Geschöpf sein, Bruder der Klänge und der verhüllten zum verborgenen Märchen gewordenen Farben, des feuchtwarmen Lichtes der Sommersterne am samtenen Himmel. Das Glück gottgewollter Ruhe überkam ihn, einer Ruhe, die nicht Trägheit war und nicht Müssiggang, sondern Sammlung, unbewusstes Schaffen schon.

Unwillig fuhr er darauf hoch, als unter seinem Fenster zwei Stimmen aufklangen, nicht lauter als die anderen Geräusche der Nacht, vielleicht sogar leiser, bewusst gedämpft, aber doch näher als alles andere, forderte es sein Hören, zog ihn ab vom Zauber der Nacht.

Bis er inne wurde, dass auch beiden Stimmen nur ein Teil der Nacht waren. Eine Männerstimme, werbend in unterdrückter Kraft, eine Frauenstimme, gewährend, in unterdrückter Hingabe, melodisch beide, auf- und niedergleitend wie schöne Bewegungen edler Körper. Smetana ahnte die Träger dieser Stimmen, wie er das goldenbunte Farbenspiel unter der Hülle der Sommernacht ahnte. Zuerst waren die Stimmen nur Klang für ihn, er mühte sich gar nicht, den Sinn der Worte zu erfassen, und als er wider Willen in sein Bewusstsein drang, wehrte er sich zuerst dagegen. Bis auch dieser Sinn sich der weichen Nacht einfügte. Es waren Liebesworte, wie der Traumruf des Vogels. Das Liebesgeflüster ging allmählich ins Sachliche über, und Friedrich Smetana konnte daraus entnehmen, dass das Mädchen an einen anderen verkuppelt werden sollte, an einen albernen Tropf, den sie verabscheute, den aber die Eltern bevorzugten, weil sie für ihre Tochter keinen Bauern haben wollten, sondern etwas Feines, Städtisches, mochte es noch so dumm und minderwertig sein. Dann verflossen diese traurigen, realen Tatsachen wieder in Liebesworte, die der Nacht gehörten und in ihrer Musik sich melodisch lösten. In dieser Musik träumte sich der Einsame noch immer, als die beiden unter ihm sich schon lange getrennt hatten und der späte Mond aufstieg, Häuser und Kirche in ein scharfes Licht stellte und viele scharfe Glockenschläge die unbestimmten Melodien zerrissen.

Die Ernte hatte begonnen. In hoher, satter Reife lag das Land, im goldenen Korn blitzten silbern die Sensen.

Die Tochter des reichsten Bauern, Marie Kruschina, stand bei dem kleinen Wagen und teilte das Frühstück aus. Allmählich hatten sich alle an sie herangedrängt, nur der Grossknecht stand noch abseits und mähte weiter.

Friedrich Smetana hielt in einiger Entfernung und betrachtete das farbige Bild, die gleitenden Bewegungen, mit denen das Mädchen Krüge und Schüsseln verteilte. Sie war eine schöne Mischung von gesunder Kraft und Anmut, ebenso geeignet, Bauernwerkzeug zu führen, wie eine Hand und Wange zu streicheln. Für Friedrich Smetana wurden diese Bewegungen Musik, erhöhte und verfeinerte Bauernmusik. Ein Motiv, aus der Erde gewachsen, aber in der hellen Sommerluft seiner Schwere entkleidet. Und dann musste Smetana den trotzigen, einsamen Mäher betrachten. Auch in seinem kraftvollen Schwung war Rhythmus und Melodie.

Von der Strasse her kamen zwei Männer. Der eine schritt rasch und geschäftig, in marionettenhaftem Gang. Als sie näher kamen und dicht an die Schnitter und das Mädchen herantraten, erkannte Smetana seine Reisegefährten. Der Alte stach in seiner bunten Kleidung noch aus dem farbigen Erntebild heraus, im blauen Frack, weisser Hose, mit einem knallroten Schirm als Schattenspender. Durch die Reihen der essenden und schwatzenden Schnitter floss leises Lachen. Aber der bunte Mann kehrte sich nicht daran, sondern schritt entschlossen an das Mädchen heran.

«Oh, die Demoiselle ist so fleissig, schon am frühen Vormittag! Andere junge Damen machen noch Toilette um diese Stunde.»

Marie Kruschina antwortete nicht, liess sich in ihrem Geschäft nicht stören und teilte weiter den Hungrigen und Durstigen Portionen zu.

«Ich bin wohl nicht mehr jung genug für das gnädige Fräulein. Kommen Se Herr Wenzel!» rief er seinem Begleiter zu, der zaudernd zurückgeblieben war, «kommen Se, Wenzel, Sie sind jünger, Sie werden mehr Glück haben der jungen Gnädigen!»

Aber auch der Junge fand keine Beachtung. Ein gleichgültiges Nikken dankte seinem städtischen Gruss, der stumm war, denn er fand kein Wort, so sehr auch der Alte in ihn hineinflüsterte, ihn ermahnend, doch ein paar kavaliermässige Artigkeiten zu sagen.

«Er ist etwas schüchtern», entschuldigte er, «vielleicht auch a bisschen benommen von so a schönem Fräulein.»

Mächtiger hieb der einsame Mäher die Sense ins Getreide. Fallende Aehren rauschten im starken Schwung.

Marie Kruschina antwortete nicht.

«Kann mer vielleicht auch was bekommen von dem guten Frühstück?» fragte der Alte, bemüht, endlich einen Anknüpfungspunkt zu finden.

Ueber ihn wegschauend, sagte die Frau:

«Warum nicht? Es ist genug da. Mein Vater ist kein Geizhals.»

«Gott bewahre!» rief der Alte, den roten Schirm schwingend. Dafür ist der Herr Kruschina bekannt. A guter Herr, a nobler Herr, der Herr Papa! Wer tut das nicht wissen!» *(Fortsetzung folgt)*

Rätsel

SILBENRAETSEL

Aus den 50 Silben: a - a - ä - ähn - an - ben - che - chen - dach - de - di - dom - dut - er - eu - fin - ge - gin - heit - il - kei - keit - land - lär - le - ler - ler - li - lich - na - ne - nen - nie - nis - ri - ro - rung - se - son - stand - stein - ster - ster - sthet - tan - te - u - u - wie - zend sind 20 Wörter zu bilden, deren *erste* und *dritte* Buchstaben, von oben gelesen, eine Betrachtung ergeben. (ch = zweimal, st = einmal ein Buchstabe.)

1. Berg im Salzkammergut, 2. Hirnweidmännischer Ausdruck, 3. männliche Meiserscheinung, 4. grosser Fisch, 5. Wildschwein, 6. Schönheitsschwärmer, 7. Kanton der Schweiz, 8. Verwandtengrad, 9. Schlinggewächs, 10. Nachtschmetterling, 11. Donauzufluss, 12. ebener Landstrich, 13. Pflanze, 14. Anhänglichkeit, 15. Göttin der Jagd, 16. Ostseeinsel, 17. Nadelbaum, 18. Mengenbezeichnung, 19. deutscher Dichter, 20. Ausdruck der Angleichserscheinung.

SILBENKREUZ

1	2
3	4

1-2 Vogel, 1-4 Teilzahlung, 2-4 Rübenart, 3-1 deutsches Gebirge, 3-4 Pflanzenfaser.

WER RIET RICHTIG?

Die Lösungen der Rätsel vom vorletzten Sonntag:

Silbenrätsel: 1. Daube, 2. Iris, 3. Eboli, 4. Protest, 5. Rhinoceros, 6. Osterei, 7. Brocken, 8. Esche, 9. Elbsee, 10. Nachbar, 11. Exaudi, 12. Spanien, 13. Goten, 14. Egge, 15. Neckar, 16. Unterbau, 17. Singen, 18. Schmierling. *«Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung»*

Rösselsprung:

Den Feigling müssen wir bedauern,
Der einzig nur sein Leben schätzt,
Der es nicht froh mit Wonneschauern
An eine grosse Sache setzt.

Blick nach Deutschland

Die Leistungen der Feldpost

BERLIN

Die Abwehrschlacht im Osten verlangt auch von den Angehörigen der Feldpost ausserordentliche Leistungen. Der häufige Wechsel der Einsatzorte bedingt immer wieder Aenderungen der Postzuführung im Frontbereich. Oft tritt die Erledigung der Postdienstgeschäfte ganz in den Hintergrund gegenüber dem Kampfeinsatz. Dennoch ist es den Feldpostbeamten gelungen, die Feldpostversorgung der Truppe sicherzustellen. Wie in einem Bericht von Feldpostrat Dr. Pflüger in der «Deutschen Post» mitgeteilt wird, konnte sogar der Weihnachtsverkehr 1943 trotz dieser Schwierigkeiten im Osten so abgewickelt werden, dass fast die gesamten Weinachtssendungen rechtzeitig in die Hand der Soldaten an der Front kamen. Die Zahl der Feldpostsendungen hat im Jahr 1943 nochmals eine Steigerung erfahren. 25 Millionen Beutel mit Briefen und Päckchen wurden von den Feldpostdienststellen bearbeitet. Mit der Zunahme der Terrorangriffe wuchs das Bedürfnis nach schnelleren Nachrichten, über das Befinden der Angehörigen in den Luftnotgebieten des Reiches. Durch Einrichtung des Eilnachrichtendienstes hat die Reichspost diesen Wunsch erfüllt. Im Feldpostzahlungsverkehr gingen die Einzahlungen bei den Feldpostämtern zurück, während die Auszahlungen anstiegen. Die über die eigentliche Postversorgung hinausgehenden zusätzlichen Aufgaben der Feldpost wurden dadurch erweitert, dass der gebührenpflichtige Postverkehr über Feldpost auf ausländische Arbeitnehmer bei den an diesem Verkehr teilnehmenden 2300 deutsche Firmen in den besetzten Gebieten ausgedehnt wurde.

Tapferer deutscher Junge

Elfjähriger erhielt das KVK mit Schwertern

TROPPAU

Im Jugenderholungsheim Gross-Ullersdorf traf dieser Tage der jüngste Inhaber des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern ein. Es handelt sich um dem 11jährigen Rolf Polivka aus Dortmund. Der Junge erlebte 24 Terrorangriffe auf Dortmund. Bei einem der schwersten Angriffe wurde das Haus, in dem er mit seiner Mutter und seinem kleineren Bruder wohnte, getroffen und in Trümmer gelegt. Während noch die Bomben niederprasseiten, begann er mit seinen schwachen Kräften in den Trümmern zu graben. Es gelang ihm, die Grosseltern zu befreien. Er suchte dann nach seiner verschütteten Mutter und seinem Bruder. Dabei befreite er einen im gleichen Haus wohnenden Offizier und brachte den Schwerverwundeten zur nächsten DRK-Hilfsstelle. Tags darauf erfuhr er, dass Mutter und Bruder den Tod gefunden hatten. Rolf Polivka hatte sich auch vorher bereits wiederholt als Angehöriger einer Fahrradmeldestaffel ausgezeichnet. Später wurde der Junge mit seinen Grosseltern zu Verwandten nach Zuckmantel bei Teplitz-Schönau umquartiert. Dort wurde ihm vom Kreisleiter das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern überreicht.

47 deutsche Heimschulen

BERLIN

Die nationalsozialistische Staatsführung ist bestrebt, auch in den Fällen die Schulausbildung der Kinder sicherzustellen, in denen der Vater an der Front steht und die Mutter in einem Rüstungsbetrieb arbeitet. Sie hat Möglichkeiten geschaffen, dass gerade Kinder, aus solchen Familien neben all denen, deren Elternhaus aus irgend welchen anderen Gründen zerrissen wurde, in den Deutschen Heimschulen ein neue Heimat finden, in der sie nicht nur wissensmässig erzogen, sondern auch persönlich umsorgt werden. Diese Heimschulen werden seit 1941 geschaffen. Bestehende Internate sind in Heimschulen umgewandelt worden. Um alle Schulwünsche zu befriedigen, gibt es Heimschulen in jeder Form, also sowohl als Jungen- wie als Mädchenschulen, und als Oberschulen, Gymnasien und Haupt-, nach Bedarf sogar auch als Volksschulen. Der Unterricht spielt sich im Sommer vielfach im Freien ab. Zur Zeit bestehen im Reich 47 Deutsche Heimschulen, während bei 80 weiteren Schulen die Umwandlung vorbereitet wird.

Tschechen spenden für das DRK

PRAG

Das tschechische Kuratorium für Jugenderziehung führte als 3000. Veranstaltung seines «Kulturringes» ein grosses Wunschkonzert durch, das über 220 000 Kronen einbrachte. Die Hälfte dieses Betrages wurde dem Deutschen Roten Kreuz, die Hälfte der sozialen Hilfe für Böhmen und Mähren zugeführt.

Wirtschaft

Südosteuropa-Gesellschaft

Reichsleiter Baldur von Schirach hat in seiner Eigenschaft als Präsident der Südosteuropa-Gesellschaft den Bürgermeister der Stadt Wien, Dipl. Ing. Hanns Blaschke, zum Vizepräsidenten der Südosteuropa-Gesellschaft gerufen. Der bisherige Hauptgeschäftsführer der Gesellschaft, August Heinrichsbauer, der in mehrjähriger erfolgreicher Tätigkeit den Aufbau der Gesellschaft durchgeführt hat, wurde als Hauptgeschäftsführer des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins und der Bezirksgruppe Steinkohlenbergbau Oberschlesien der Wirtschaftsgruppe Bergbau nach Gleiwitz berufen. In Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Beziehungen des Reiches zu den Ländern des europäischen Südostens hat Reichsleiter von Schirach Herrn Heinrichsbauer in das Präsidium der Gesellschaft berufen.

Reisaufkauf der japanischen Regierung

Der von amtlicher japanischer Seite erfolgte Reisaufkauf der Ernte 1943 hat, einer Verlautbarung des Landwirtschaftsministers zufolge, bis zum 9. April 90,09% der Gesamtmenge erreicht. Wie Tokioter Wirtschaftskreise betonen, bedeutet diese Tatsache einen Sieg der Heimatfront, der umso beachtlicher ist, als der Reisaufkauf durch die Regierung bereits einen Monat früher abgeschlossen werden konnte, als ursprünglich vorgesehen.

Dänemarks Braunkohlen-Reserven

Die Braunkohlenreserve, die Dänemark zur Verfügung steht, wird trotz des gesteigerten Abbaues in den letzten Jahren noch als recht gross angesehen. Durch systematische Bohrungen, die im letzten Jahr vorgenommen wurden, sind mehrere neue und beträchtliche Kohlenlager aufgefunden worden von denen einige zwar wegen allzu hoher Abbaukosten für eine Erschliessung nicht in Betracht kommen, andere und umfangreiche Vorkommen aber leicht ausgenutzt werden können. In Anschung der Ergiebigkeit dieser neuen Vorkommen und der Mengen, die aus den alten Lagern noch gewonnen werden können, ist mit einer Braunkohlenreserve von noch gut 25 Millionen Tonnen zu rechnen.

Anglo-amerikanische Luftfahrtverhandlungen

Nach der Ankunft des USA-Unterstaatssekretärs Berle und des Vizepräsidenten des USA.-Ausschusses für das Zivilluftwesen, Dr. Edward Warners, in London rechnet man schon für nächste Woche mit der Aufnahme der anglo-amerikanischen Verhandlungen über die zivile Luftfahrt nach dem Kriege. Auf der Tagesordnung steht die nordamerikanische Anregung, eine internationale Luftfahrtbehörde zu errichten. In London erhofft man sich von den Verhandlungen eine definitive Regelung der internationalen Konkurrenz in der zivilen Luftfahrt.

Die feindliche Handelsschiffahrt

„Stiller" Tonnageschwund durch geringere Umlaufsgeschwindigkeit

AMSTERDAM

Das verflossene Jahr brachte im Vernichtungskrieg gegen die feindliche Schiffahrt zwar eine gewisse Abschwächung im Vergleich zum Jahre 1942, ohne dass dadurch die allgemeine Tonnageanspannung auf der Gegenseite irgendwie eine Entlastung erfahren hätte. Rund 11 bis 12 Millionen BRT gingen der Feindschiffahrt im vergangenen Jahre verloren oder fielen durch schwerste Beschädigungen langfristig aus. Oftmals wird die Summe der beschädigten Schiffseinheiten zu wenig beachtet, obwohl die Reparatur eines schwerbeschädigten Frachters infolge der individuellen und stets gesondert vorzunehmenden Arbeitsleistungen vielfach mehr an Zeit und speziellem Aufwand erfordert als ein Neubau, der heute durchweg im Fliessbandverfahren erfolgt. Will man den Angaben Glauben schenken, dass die Feindseite im abgelaufenen Jahr durchschnittlich in jedem Monat rund 1 Million BRT zu bauen in der Lage war, so hätte sie im Höchstfalle den Verlust des Vorjahres wettzumachen vermocht. Er war unseren westlichen Gegnern also nicht möglich, die ihnen in den vorausgegangenen Jahren zugefügten schweren Verluste nennenswert abzutragen. Diese Verluste werden sein, die in ihren Ausmassen eines Tages sehr leicht wieder anwachsen können. Trotz der von uns angenommenen Tatsache, dass im vergangenen Jahr die anglo-amerikanischen Neubauten die Schiffsverluste aufhoben, also nominell ein Gleichstand erzielt wurde, ist dennoch ein bemerkenswerter Verlust insofern eingetreten, als einmal durchweg sehr leistungsfähige und wirtschaftliche Frachter und Transporter, aus der Vorkriegszeit stammend, verlorengingen oder schwere Beschädigungen in Kauf nehmen mussten, Einheiten, die bislang mehr oder weniger durch zweit- und drittrangige Nottypen ergänzt und ersetzt wurden, die nach dem Kriege auf die Dauer keiner ernsten Konkurrenz gewachsen sein dürften. Zum andern ist zu berücksichtigen, dass die Fahrten, die die einzelnen Geleitzüge im Vorjahre zurückzulegen hatten, in keinem Vergleich zu den transportwirtschaftlichen Aufgaben standen, die die feindliche Versorgungsschiffahrt in den Jahren 1942 oder 1941 bewältigen musste. Die Reisedauer der Geleitzüge ist auf Grund der Ausdehnung der Kriegsschauplätze erheblich gestiegen. Jede Schiffseinheit vermochte im Vorjahre durchschnittlich weit weniger Fahrten durchzuführen als in den vorausgegangenen Jahren. Es braucht nicht weiter betont zu werden dass eine derartige Entwicklung einen «stillen» Schwund der gegnerischen Handelstonnage darstellt, der nicht zu unterschätzen ist. Es ist ein erheblicher Unterschied ob ein Geleitzug von USA nach Nordirland und der britischen Westküste dirigiert wird — wie es in den Jahren 1941/42 vornehmlich der Fall war — oder ob die Fahrt bis weit ins Mittelmeer hinein oder zum Persischen Golf anzutreten ist. Die Umlaufgeschwindigkeit ermässigte sich auf diese Weise automatisch; waren einst 6-8 Rundfahrten im Jahre möglich, so im vergangenen Jahre unter Umständen nur 4-5 Rundreisen. Berücksichtigt man diese kurz skizzierten Tendenzen so dürfte 1943 trotz der erhöhten Neubautätigkeit besonders der nordamerikanischen Werften und trotz der gegenüber 1942 geringeren Versenkungsquote insgesamt wiederum eine Verminderung der allgemeinen Einsatzdichte feindlicher Handelstonnage eingetreten sein.

E. W. Goldstein

Fünf neue „Freiheiten" der USA

Wiederum hat man sich von Washington aus in der Proklamation einer Reihe sogenannter «Freiheiten» ein moralisches Alibi für die Frontstellung gegen die britische Konkurrenz zu verschaffen versucht, so schreibt die Korrespondenz «Weltwirtschaft der Woche» zu den Weltluftverkehrsplänen der USA. Dass diese «Freiheiten» nur der nordamerikanischen Luftfahrt zu gute kommen sollen, bedeutet für Roosevelt und seine Hintermänner keinen Gewissenskonflikt mehr.

Es handelt sich hierbei in erster Linie um das Verlangen nach Freiheit für alle Luftstützpunkte der USA., nach absoluter Zollfreiheit ohne Revisionsmöglichkeiten anderer Länder, nach Freiheit für nordamerikanische Rundfunkverbindungen von allen Punkten der Erde aus, nach uneingeschränkter Operationsfreiheit für jedes nordamerikanische Flugzeug ohne Einmischungsrechte irgendwelcher Auslandsbehörden, sowie schliesslich nach Freiheit zur Einrichtung nordamerikanischer Wetterstationen in allen Länder der Erde.

Bescheidenheit ist noch immer der geringste Teil der nordamerikanischen Weltverbesserungspläne gewesen, und so ist man ein gutes Teil Anmassung von dieser Seite bereits gewohnt. Was sich aber in den hier zusammengestellten Forderungen anbahnen möchte, das greift so tief in die nicht nur verkehrspolitischen, sondern allgemein nationalen Souveränitätsrechte aller anderen Nationen ein, dass man über die Unverfrorenheit, in diesem Zusammenhang noch von Freiheiten zu reden, nur staunen kann. Es zahlt allerdings den britischen «Freunden» mit gleicher Münze heim, was diese in der Zeit ihres beherrschenden Einflusses in der Weltschiffahrt als «Freiheit der Meere» für sich in Anspruch nahmen.

Pacht und Leih

In Kaufmannskreisen von Chicago setzte sich ein Gerücht durch, wonach die Maisverkäufe zur Verschiffung nach England im Rahmen des Pacht- und Leihverfahrens auf Beschluss Washingtons eingestellt werden sollen.

Nun auch Südafrika?

Die englische Zeitung «Star» erfährt aus Johannisburg, dass dort die Furcht vor der zunehmenden Ueberfremdung der Industrie und des Bergbaues durch das USA-Kapital im Wachsen begriffen ist. In südafrikanischen Handels- und Industriekreisen sieht man die Gefahr herannahen, dass die Wirtschaft des Landes immer mehr unter nordamerikanische Kontrolle gerät und nach dem Kriege völlig von Wallstreet abhängig werden wird. Den in amtlicher Mission in Südafrika weilenden Nordamerikanern erschien es angebracht, hiergegen ein Dementi zu erlassen, das aber allgemein als sehr schwach angesehen wurde und nur geringe Wirkung hatte. In erster Linie befürchtet man die Uebernahme der südafrikanischen Goldminen durch das nordamerikanische Kapital. Die amerikanische Botschaft in Kapstadt hat sich bisher konsequent geweigert, die bei ihr angeforderten statistischen Angaben über nordamerikanische Kapitalanlagen in Südafrika zu liefern. Es läge in der Tat in der Linie der nordamerikanischen Gold- und Währungspolitik, wenn sich Washington für die Zukunft den ausschlaggebenden Einfluss im bedeutendsten Goldförderungsgebiete der Erde in Südafrika verschaffen würde. Nachdem Grossbritannien seine anderen drei Dominien, Kanada, Australien und Neuseeland, so gut wie vollständig dem nordamerikanischen Wirtschaftseinfluss hat überlassen müssen, wäre der Verlust der Machtstellung in Südafrika ein weiterer entscheidender Schritt zur Schwächung des britischen Weltreiches.

Adria und Südosten

Rumänische Einfuhren aus dem Reich

Das rumänische Gesundheitsministeriums hat beschlossen, chirurgische Instrumente und anderes Sanitätsmaterial im Werte von 350 Mill. Lei zum grossen Teil in Deutschland einzukaufen.

In Kürze trifft eine neue Sendung von 101 Traktoren für die rumänische Landwirtschaft aus Deutschland ein. Die Lieferung wird vom Genossenschaftsinstitut übernommen.

Dieses Institut hat in letzter Zeit ausserdem 200 Waggons Eisen aus Deutschland zur Deckung des Bedarfes der Bauern an Hufeisen, Wagenreifen und dergl. eingeführt.

Das nationale Genossenschaftsinstitut ist jetzt vom Wirtschaftsministerium ermächtigt worden, einen neuen Auftrag auf Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten nach Deutschland zu vergeben.

Landwirtschaftliche Förderungsmassnahmen in Bulgarien. Es soll in erster Linie die Saatguterzeugung verbessert werden. Aber auch die Anschaffung von wichtigen landwirtschaftlichen Maschinen soll eine Erleichterung erfahren. Um die Verwendung von Kunstdünger zu propagieren, hat das Ministerium für Landwirtschaft Versuche, besonders in den Landesteilen Bulgariens, in denen Zuckerrüben, Mais und Kartoffeln angebaut werden, durchgeführt. Die Landwirte können sich hier durch Augenschein von den günstigen Ergebnissen bei der Verwendung von Kunstdünger überzeugen. Daneben soll die Düngergewinnung aus städtischen Abfallprodukten organisiert und dem Verbrennen von Stalldünger durch eine entsprechende Unterstützung bei den Lieferungen von Holz und Kohle zu erschwinglichen Preisen entgegengearbeitet werden. Schliesslich sind auch Belohnungen für die Veredelung von Obstkulturen und Maulbeerpflanzungen sowie für vorbildliche Cartonpflege ausgesetzt werden.

Keine Arbeitslosigkeit mehr in der Slowakei. Vor 5 Jahren übernahm der junge Staat 150.000 Erwerbslose. In den darauffolgenden Jahren hat der Staat für öffentliche Arbeiten gesorgt und dafür jährlich über 1 Milliarde Kronen aufgewendet. Die Arbeitslöhne sind erhöht worden, und die slowakische Industrie hat noch nie eine solche Blütezeit erlebt wie in den letzten 5 Jahren. Die Landwirtschaft ist mit Hilfe des staatlichen Sofortprogramms, für das 100 Mill. Kr. ausgeworfen wurden, gesundet. Getreidewirtschaftlich steht die Slowakei auf Füssen. Die Brotrationen sind erhöht, die fleischlosen Tage aufgehoben.

Ungarns landwirtschaftliche Versuchsanstalten. Die wichtigsten ungarischen Versuchsanstalten sind: Das Chemische Institut, die Fisch-Biologische Versuchsanstalt, die Milchwirtschaftlichen Versuchsanstalten, ferner die landwirtschaftlichen industriellen Versuchsanstalten sowie die Versuchsanstalten für Getreide, Mehl und Paprika. Die genannten Institute stehen auch mit wissenschaftlichen Instituten und Hochschulen in Verbindung und legen neben ihren Versuchs-und Beratungsaufgaben besondere Wert auf die Ausbildung von Fachleuten.

Umschau

SPANIEN

Die spanische Schiffahrt beförderte 1943 insgesamt 9,1 gegen 7,9 Millionen Tonnen Güter im Vorjahr.

ENGLAND

Zum Besuch Stettinius in London schreibt die «Times», dass die Frage der USA-Oelpläne in Arabien nicht weniger dringlich sei als die diversen unmittelbar politischen Probleme.

KANADA

Der Rückgang der Geburtenziffer unter der anglo-sächsischen Bevölkerung Kanadas lässt befürchten, dass Kanada im Laufe von hundert Jahren nur noch zu 25 Prozent angelsächsisch ist, wenn dem Lande nicht neues Blut aus Uebersee zugeführt wird. Diese Berechnung stellte nach «Evening Standard» Professor Watson Connel von der Macfaster-Universität in Hamilton (Ontario) an.

USA

Verringerung der Schmalzration. Nach einer Verlautbarung aus New York musste wegen der anhaltenden Versorgungsschwierigkeiten für das Jahr 1944 eine Drosselung der Schmalzrationen in den USA um weitere 25 Prozent angeordnet werden.

Am nordamerikanischen Kupfermarkt dürften nach Mitteilung des Washingtoner Kriegsproduktionsamtes während der nächsten Monate durch die Verknappung von Arbeitskräften gewisse Produktionsdefizite unvermeidlich werden.

RHODESIEN

Goldproduktion. Der südrhodesische Gouverneur erklärte nach einem Reuter-Bericht aus Salisbury auf der Eröffnungssitzung des Parlaments, die südrhodesische Goldproduktion sei im vergangenen Jahr um über 100 000 Unzen auf 656 000 Unzen zurückgegangen.

AEGYPTEN

Einfuhreinschränkungen. Wie Reuter meldet, hat die ägyptische Regierung für die Einfuhr aus der Türkei umfangreiche Einschränkungen verfügt.

JAPAN

Arzneimittel. Das japanische Wohlfahrtsministerium hat die Bestimmungen über den Vertrieb von Arzneimitteln schärfer gefasst und im Zuge einer umfassenden Verminderung der Zahl der frei verkäuflichen Arzneimittel diese auf 45 beschränkt.

Sport

Lausanne Schweizer Pokalsieger

Das Endspiel um den Schweizer Fussballpokal endete in Bern vor 15 000 Zuschauern mit einem 3:0 (0:0)-Siege von Lausanne Sport über den FC Basel. Unter der Leitung des bekannten Schweizer Schiedsrichters Wuetrich entwickelte sich ein völlig offenes Endspiel, das noch fünf Minuten vor Schluss 0:0 stand. Erst als Monnard in der 86. Minute Lausanne mit 1:0 in Führung bringen konnte, war die Widerstandskraft der Basler Elf gebrochen. Zwei Fehler des Basler Torhüters führten durch Courtos und Monnard noch in den letzten Minuten zu zwei Toren, die den zahlenmässig glatten 3:0-Erfolg brachten.

Fussballplaene fuer Pfingsten

Am Pfingsten begeht der SK Bratislava, der berühmteste Sportclub der Slowakei, sein 25-jähriges Jubiläum mit einem Fussballturnier, für das er um Teilnahme des Tschammerpokalsiegers Vienna Wien nachgesucht hat. Die Slowaken haben vom Reichsfachamt eine grundsätzliche Zusage erhalten. Die slowakische Armee-Elf beabsichtigt, ebenfalls am Pfingsten, ihren Gegenbesuch bei Bayern-München. Auch dieser Begegnung dürfte nichts im Wege stehen.

Wien-Pressburg am 14. Mai

Der Fussballstädtekampf Wien-Pressburg hat als endgültigen Termin den 14. Mai erhalten. Die Pressburger spielen an diesem Tag in der Donaustadt, da die Berliner Stadtmannschaft zum vorgesehenen Zeitpunkt nicht in der slowakischen Hauptstadt antreten kann.

Moina und Tanasescu

Der rumänische Fussballverband vergibt nationale Sportpreise an hervorragende Sportler anderer Sportarten, die auch im Fussball Hervorragendes leisten. In diesem Jahr erhielten Jon Moina, im vergangenen Jahr Europas schnellster Sprinter und der Tennisspieler Constantin Tanasescu die Preise.

Urlauber und neue Spieler

Mit neuen Hoffnungen in die Vorrunde

Es ist nur zu verständlich, dass jeder der 31 Fussball-Meister bestrebt sein wird, für die Spiele des Kampfes um die 5. Kriegsmeisterschaft alles an Kräften aufzubieten, was nach Lage der Dinge eben möglich ist. So hofft man hier und dort auf die nachträgliche Spielberechtigung von Gastspielern — die ja zunächst zwei Punktkämpfe hinter sich haben müssen, ehe sie für ihren neuen Verein in den Meisterschafts-Endrunden mitwirken dürfen — oder aber auf die rechtzeitige Ankunft lange erwarteter Urlauber, die zum alten Stamm gehören, und durch ihren Schwung und Eifer sicherlich für den nötigen frischen Wind sorgen würden.

Die reizvollste Begegnung findet wohl in Mannheim zwischen dem VfR und Bayern München statt. Beide setzten zu Ostern neue Kräfte ein. Die Mannheimer Zeltner und Wahl aus Neckarau sowie Perschle, einen guten Mittelstürmer aus Freiburg. Aus München dagegen kommt die Meldung, dass die Nationalspieler Hans Jakob (Regensburg) und Scherm (VfL Nürnberg) sich den «Rothosen» angeschlossen hätten. Der FC 93 Mülhausen hat die Lücke, die Edmund Conen hinterliess, schnell und gut durch den Zuffenhausener Torjäger Bitzer geschlossen. Dessau 05 stellt mit dem Flamen Willems einen guten Torwart und mit Büscher einen veranlagten Mittelstürmer von Werder Bremen vor, während von der Kieler Förde gemeldet wird, dass man am 16. April fast die gesamte Vorjahresbesetzung wieder beisammen habe. Willkommene Urlauber konnte man in dieser Woche am Schalker Markt mit Eppenhoff und Bornemann und bei den Döbelingern in Wien mit Ploc und Erdl bei der Arbeit sehen. Die KSG VfL 99/Sülz 07 ruft ihren Nationalspieler Alfons Moog, und in Berlin freut man sich, für die Reisen nach Danzig auf den kleinen Barlogh und Engelbert Koch zurückgreifen zu können. Der 1. FC Nürnberg hat dagegen in Billmann seinen alten Verteidiger wieder zur Verfügung, und der HSV Gross-Born wartet auf die Spielberechtigung von Edmund Conen, der die Mannschaft natürlich wesentlich verstärken wird.

Unter diesen Vorzeichen gewinnt die Vorrunde am heutigen Sonntag, natürlich noch an Spannung. Sicherlich ist, wenn auch nicht alle Wünsche in Erfüllung gehen, dass in dem einen oder anderen Falle die Mitwirkung der Urlauber das Bild verändern und zu Ueberraschungen führen kann, an die man am Vorabend der 5. Kriegsmeisterschaft noch garnicht denkt.

Rundfunk im Küstenland

Sonntag, 16. April

Sender Triest I. M. 263,2 (Ch. 11.40): 11: Frohe Weisen am Sonntag. 12: Mittagskonzert. 14.20: Buntes Programm. 17: Bunter Melodienreigen aus Triest. 20.15: «Traviata». 23: Musik zum Tagesausklang.

Sender Laibach. 12: Mittagskonzert. 12.45: Volkskonzert. 14.10: Die lustigen Krainer Schrammeln. 16: Was sich unsere Soldaten wünschen. 17.15: Tanzmusik. 18: Philharmonischen Konzert. 19: Liederstunde. 20.15: Grosses Unterhaltungskonzert.

Amtliche Bekanntmachungen

Vormerkungen der rationierten Lebensmittel für den Monat Mai

Für den Monat Mai sind die rationierten Lebensmittel vom 15. bis zum 20. April vorzumerken. Bis zum 20. April werden noch die Anmeldungen für die Zuteilung der normalen sowie zusätzlichen Rationen an die zivilen und besonderen gemeinsamen Küchen und an die militärischen Küchen (wenn sie noch von dem freien Handel versorgt werden) entgegengenommen.

Folgende Rationen werden im Monat Mai in der Gemeinde Triest verteilt:

Lebensmittel	Nummer des Vormerkungsscheines	Nummer des Bezugsscheines
Oel	Vormerkungsschein des Monats Mai, der Fettkarte der Monate März-Juni	von 9 bis 12
Butter	dgl.	dgl.
Schweinefett	dgl.	dgl.
Zucker (normale Ration)	dgl.	von 5 bis 6 des Monats Mai
Seife	dgl.	
Brot, oder Maismehl	Vormerkungsscheine des Monats Mai der Brotkarte	von 1 bis 31 des Monats Mai
Reis u. Teigwaren (normale Ration)	dgl.	dgl.
Reis u. Teigwaren (zusätzliche Ration)	dgl.	dgl.
Fleisch u. Rindinnereien	XIII der Lebensmittelkarte für verschiedene Lebensmittel 8. Ausgabe	von 165 bis 169
Marmelade	XLVII dgl.	von 285 bis 286
Milch	Vormerkungsschein des Monats Mai	—
Kartoffeln	XXXI der Lebensmittelkarte für verschiedene Lebensmittel 8. Ausgabe	von 233 bis 236
Hartkäse	XXXIII dgl.	von 241 bis 244
Weichkäse	LI dgl.	von 293 bis 294
Zucker (zusätzliche Ration für Kinder im Alter von 0 bis 3 Jahren)	XXIII dgl.	207
Hülsenfrüchte	XLIII dgl.	von 277 bis 278
Tomatenmark	XXXIX dgl.	von 265 bis 268
Salz		von 225 bis 228

Für die anderen Gemeinden der Provinz gilt die Lebensmittelkarte für verschiedene Lebensmittel der 7. Ausgabe nach der folgender Tabelle:

Lebensmittel	Nummer des Vormerkungsscheines	Nummer des Bezugsscheines
Rindfleisch	13. der Lebensmittelkarte für verschiedene Lebensmittel 7. Ausgabe	von 165 bis 169
Marmelade	47. dgl.	von 285 bis 286
Milch	3. dgl.	von 63 bis 93
Kartoffeln	31. dgl.	von 233 bis 236
Hartkäse	33. dgl.	von 241 bis 244
Weichkäse	39. dgl.	von 265 bis 268
Zucker (zusätzliche Ration für Kinder von 0 bis 3 Jahren)		207
Hülsenfrüchte	23. dgl.	von 277 bis 278
Tomatenmark	43. dgl.	von 293 bis 294
Salz	51. dgl.	von 225 bis 228

Triest, den 15. April 1944. Das Ernährungs- und Wirtschaftsamt

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

SOLDATENKINO. Täglich 16 und 19 Uhr «Gabriele Dambrone», Kulturfilm und Wochenschau.

DEUTSCHES HAUS. 15 Uhr: Kino: «Die Sache mit Styx», Kulturfilm und Wochenschau. * — 19 Uhr: im Rahmen der Wehrmachtsbetreuung: «Bunter Abend».

ROSSETTI. 15.30, 19: «Windstösse» mit Nino Rosa und Laura Barbieri.

NAZIONALE. 14: «Grosser Preis» mit G. Gorra und L. Beghi.

EXCELSIOR. 14: «Die letzte Droschke» mit A. Fabrizi.

FENICE. 13.30 «Die Spur des Verbrechens» und Varieté.

FILODRAMMATICO 14: «Professor Mi... u. Cecchelin in «Triest singt».

SUPERCINEMA. 14.30: «Zazà» mit Isa Miranda.

ITALIA. 14: «Bezaubernde Nacht», mit Marika Rökk.

IMPERO. 14: «Der Schatten des Uebels» mit Pal Javor.

Görz

VERDI. 14.30: «Auf Suche nach Glück» mit T. Schipa. Letzte 19.30.

VITTORIA. 14: «Schwarze Diamanten»

CENTRALE. 14: «Die heimliche Geliebte» mit F. Giachetti und A. Valli.

Cervignano

CINE IDEALE: «Stiefmutter» mit F. Mariem, F. Kinz, M. Landroc.

Laibach

KINO MATICA: «Windvogel». Es wirken mit Leny Marenbach, Volker von Collande.

KINO UNION: «Die Hochstaplerin». Es wirken mit Karl-Ludwig Diehl, Fritz Wagner.

KINO SLOGA: «Kollege kommt gleich». Es wirken mit Karola Höhn, A. Matterstock.

Dopolavoro Vorstellungen

D.I.M.M. «A». 17.30: Lustspiel «Denke d'ran, Jakob!» von L. Pirandello. D.I.M.M. «B». 16.30: Buntes Programm.

Ferroviario (V. Veneto). 15, 17 und 19 Kinovorführungen Film «Ein Tanz mit dem Kaiser».

Ferroviario (San Vito). 15, 17 und 19 Kinovorführungen Film «Wenn du zurückkommst».

D.I.T.C.I. 17.30 zwei Lustspiele: «Die Ordonnanz» von A. Testoni und «Die Schellenkappe» von L. Pirandello.

C.R.D.A. 19.30: Gesangskonzert mit Orchesterbegleitung.

Modiano. 19: Bunter Abend mit der Truppe OND Nr. 6.

Vermischtes

Wie man Heilkräuter verwendet, erfahren Sie in dem Buch «Carta dell'Erboristeria». Verkauf bei Apef., Udine, Deciani 15 für 360 Lire.

Suche Compressoren in jeder Grösse. Ingenieur Regen, Cassetta postale 272, Triest.

Gute Fachgeschäfte in Triest

Buchhandlungen

Libreria MODERNA Internationaler Buchverlag. Corso E. Muti 3, Galleria Protti 4. Tel. 38 48, 50 09, 29 503

Buchhandlung **F. H. SCHIMPFF** Via Dante 14

Auswahl deutscher, italienischer und slovenischer Bücher finden Sie in der Buchhandlung **C. U. Trani** Piazza Cavana 2 Tel. 4603

Bücher in deutscher Sprache BUCHHANDLUNG **CAPPELLI** Corso E. Muti 12

Büroartikel

Büroartikel, Papierwarenfabrik, Buchdruckerei, Grosshandlung **GLESSICH** Corso E. Muti 31 Triest

CARTOLERIA ROMA Via Carducci 21, Trieste

Verkauf und Reparaturen von **Füllfederhaltern** PAPIERHANDLUNG «S. GIUSTO» Triest Via Mazzini 41

Drogerien

ZERNITZ, Via Battisti 2 BEDIENT SIE GUT.

Drogheria Moderna ATTILIO ZERNITZ Triest Via Roma 5

ALZETTA Via Ghega 11.

Damenmoden

Alles für die Dame **G. BELTRAME** CORSO E. MUTI

Gelegenheitskäufe

Das Haus für Geschenke **BUCCI, Galleria Protti**

Renzo Gonelli Erzeugnisse von Richard Ginori Via Carducci 20 Tel. 30-52

GIOVANNI PELLIS vorm. Gius. Gerbi Via Mazzini 29 Tel. 48-33

Herrenmoden

BOTTERI CORSO E. MUTI Das vornehme Fachgeschäft

Radio und Elektrogeräte

Besedniak Giacomo Via Cavana 14 Tel. 8693, Via Mazzini 24 Tel. 5065. Elektrische Geräte und Anlagen, Lüster und Radioreparaturen.

Zeitungen, Zeitschriften

DEUTSCHE ZEITSCHRIFTEN **Parovel u. Gregoretti** Via degli Squadristi 1

HOTEL EXCELSIOR

durch eigenen Hoteltunnel mit dem Anhalter Bahnhof verbunden

BERLIN Fernruf: 195131

Eigentümer und Betriebsführer Curt Elschner

Geschäftsanzeigen

in der «Deutschen Adria-Zeitung» werden stark beachtet. Werben auch Sie durch die «Deutsche Adria-Zeitung»! Verlangen Sie ein ausführliches Angebot von der Anzeigenabteilung der «Deutsche Adria-Zeitung», Triest, Piazza Goldoni Nr. 1

Im Dienste der Gesundheit

werden heute die Ärzte und ihre Helfer aufs höchste beansprucht. Die Bewältigung ihrer verantwortungsvollen Aufgaben wird ihnen wesentlich erleichtert durch hochwertige Arzneimittel, wie sie die pharmazeutische Industrie für alle Krankheitsfälle bereitstellt. In vorderster Front im Kampf um die Gesundheit stehen seit über 100 Jahren die klinisch erprobten, praktisch bewährten, als zuverlässig bekannten Präparate der Chemischen Fabrik

E. Merck

DARMSTADT

Das Huhn schenkt uns das Frischei, die Kuh durch ihre Milch... Milei! Wer das Ei austauschen will, greift immer gern zu Milei.

Milei der milchgeborene Ei-Austauschstoff

Ein Erzeugnis deutschen Forschergeistes

Geha Duplex

KOHLEPAPIER

Es ist aus knappen wertvollen Rohstoffen hergestellt. Man wirft also kein Blatt eher fort als bis seine hohe Farbkraft vollständig verbraucht ist.

GEHA-WERKE·HANNOVER

Das «zweite Rom»

Aquileia — Glanz und Elend einer Stadt

Von Kriegsberichter Ludwig Doering

Römisches Tiefrelief, das eine Schlosserwerkstätte darstellt

Ströme schimmernden Lichts hat der Morgen über die tellerflache Landschaft ausgeschüttet. Weidenkätzchen schaukeln im sachten Frühlingswind. Zwischen den sorgsam gebundenen Gerten der Rebstöcke werfen ochsenbespannte Pflüge fette schwarze Erde auf. Daneben grünt junge Saat. Mit feierlicher Würde führen die hohen Wände einer Zypressenallee zu den marmornen Kreuzen eines Friedhofes. Ueber geduckten, karminroten Bauernhäusern mit gackerndem Federvieh sticht die Nadel eines Campanile in den blassblauen Himmel. An einem baufälligen Schuppen klebt ein zerbeultes Emailleschild: «Aquileia». Ein grosses Dorf, wie viele andere im Süden auch: voll bäurischer, gelassener Lebensfülle und ein wenig schmutzig — vor 2000 Jahren aber eine Grosstadt von 500 000 Einwohnern, die von Zeitgenossen das «zweite Rom» genannt wurde.

An der Schwelle der unteren Isonzoebene, der Einfallspforte für fremde Völkerstämme nach Italien, errichteten die Römer im Jahre 181 vor der Zeitwende eine Stadt, in die Kaiser Augustus das Oberkommando jener römischen Legionen legte, die die Grenzen des Imperiums bis zur Donau verschoben. In Aquileia, am Nordende der Adria und an der Nordgrenze der oberitalienischen Tiefebene, trafen sich aus allen Himmelsrichtungen die Strassen, auf denen reiche Kaufleute Oel, Wein und andere italienische Produkte nach dem Norden und Osten verfrachten liessen und dafür norisches Eisen und baltischen Bernstein eintauschten. Im Schatten Roms behauptete Aquileia im Handel eine Herrscherstellung, die im Mittelalter von Venedig und später Triest eingenommen wurde. Vergeblich versuchten die Quaden und Markomannen die Stadt einzunehmen. Auch gegen den Kaiser Maximinus, der mit seinem Sohn im Verlauf einer langen Belagerung von den eigenen Soldaten ermordet wurde, behauptete sich im Jahre 238 nach unserer Zeitrechnung das wehrhafte Aquileia, dem noch am Ende des 4. Jahrhunderts von dem Dichter Ausonius der neunte Platz unter den Grosstädten des Weltreiches eingeräumt wurde.

Die kleine Villa des Museums birgt kostbare Schätze, die die Schönheit, Kraft und stille Grösse der Antike selbst noch in zerborstenen Steinen und Torsi mit Urgewalt wieder lebendig werden lassen. Mit Bart und flacher Nase scheint der kahle Kopf des Sokrates über den Sinn der Welt nachzudenken. In fliessender Toga hält Kaiser Augustus die Opferschale. Auf dem vielfarbigen Mosaikfussboden eines römischen Hauses reitet die jugendliche, nackte Nereide auf einem mächtigen Seestier, während der fliegende Eros mit Fackel und Pfeil von ihrem Kommen kündet. Die Grabstele eines Schlossers zeigt eine Werkstatt: der Meister hämmert Eisen, während der Geselle am Blasebalg arbeitet. Das ewige Thema von der Vergänglichkeit alles Irdischen beschwört die Szene auf einer Aschenurne mit der Darstellung eines Gelages herauf: vor zechenden Frauen und Männern, die abwehrend, der Sitte gemäss, Zeigefinger und kleinen Finger ausstrecken, ertönt das Lied eines Sklavon von den drohenden Todesschatten, wozu ein Knabe die Doppelflöte bläst.

Auf einer Grabplatte strahlt das Antlitz des Maximus, «des süssesten Sohnes», den die Götter mit 26 Jahren zu sich riefen. Leises Lächeln ist auch über den Kopf einer jungen Römerin gegossen, Schwester der «Mona-Lisa». Es ist ganz still in den kühlen Sälen des Museums. Aus der Wohnung des Schliessers dringt verhalten Klaviermusik, zart, schwebend, eine schwermütige Melodie von Debussy.

Bis zum Kreuzbau der Basilika sind es nur wenige hundert Schritte, die in der Geschichte zu Hunderten von Jahren werden. Nach Rom wurde Aquileia der älteste Bischofssitz des Abendlandes und ein Mittelpunkt der jungen Lehre. 452 n. d. Zeitrechnung klapperten die Pferdehufe der Hunnenreiter König Attilas vor den Mauern der Stadt, die hundert Jahre später von den Langobarden eingenommen wurde. Die benachbarte Laguneninsel Grado wurde der Sitz eines katholischen Patriarchen, der mit seinem arianischen, orthodoxen Amtsbruder in Aquileia in erbitterter dogmatischer Fehde lag. Im achten Jahrhundert war das «zweite Rom» zu einem grossen Steinbruch für die Bauern der umliegenden Dörfer geworden, um unter den Patriarchen Poppo der den heutigen Dom baute, eine neue, kurze Blütezeit zu erleben. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst sahen die Stadt bereits an der Peripherie der Macht. Der geflügelte Löwe Venedigs triumphierte über den Adler Aquileias...

Vor dem wuchtigen, himmelragenden Glockenturm rupfen Gänse das Gras zwischen den Steinen der kleinen Piazza. Froh der wiedergewonnenen Freiheit eilen die Bambini der Elementarschule lärmend heimwärts. In dem gewaltigen, dreischiffigen Dom fällt sparsames Licht durch schmale Fenster. Die Baumeister vergangener Zeiten verschmolzen Elemente der Romanik, Gotik und Frührenaissance zu einem harmonischem Ganzen. Der Schritt strauchelt auf dem unebenen bunten Mosaikfussboden, der Kirche, unter dem die Schichten vergangener Zeitalter ruhen.

Draussen im Garten bewachen dunkelgrüne Zypressen den ewigen Schlaf unbekannter italienischer Soldaten des ersten Weltkrieges. An der Kirchenmauer sind Verse Gabriele d'Annunzios eingegraben, dessen gefallener Freund Giovanni Randaccio hier ruht: «Aquileia, du Schmerzenskönigin, du in Leid versunkene Frau! Unter der Welle des Rasens, im Schatten deiner stillernsten Zypressen birgst du die Erstlinge der Kraft...» Eine ausgetretene, gewundene Treppe führt zu der Spitze des 73 Meter hohen Campanile hinauf, dessen Glocken dröhnend den Abend einläuten. Eine weisse Wolke flügelschlagender Tauben senkt sich zum Dorf hinab, dessen breite Strasse eine blökende Schafherde füllt. Der rote Feuerball der untergehenden Sonne sinkt hinter die schwarzen Zypressen des Campo Santo. Matt schimmern die seichten Wasser der Lagunenküste. Letztes Licht taucht die Schneekette der Julischen Alpen in blinkendes Weiss. Summend verschwingen die Glockentöne in blaues Dämmern. Aquileia - Glanz und Elend einer Stadt...

Die Basilika von Aquileia. Unser Bild zeigt den Vorhof (aus der Zeit des Patriarchen Poppo), der die Basilika mit der Taufkapelle verbindet
Aufn. SS-Untersturmführer Henke

Die Grado-Lagune, ein typisches Landschaftsbild Aquileia. Inmitten dieser Lagunen liegt die Insel Grado, nach der die Lagune benannt ist

Briten morden Zivilisten

Ein griechischer Kapitän verliert zweimal sein Schiff

Von Kriegsberichter Dr. K. Ch. Müller

Es ist bereits einige Male berichtet worden, mit welcher Brutalität der Engländer seine eigenen griechischen Bundesgenossen behandelt, selbst, wenn es Zivilisten sind, die nur für ihre eigenen Lebensbedürfnisse ihre Schiffe dem Meer anvertrauen. Rücksichtslos werden die kleinen Fahrzeuge zusammengeschossen, ohne dass man der Besatzung Gelegenheit gibt, sich auf die Boote zu retten.

Der seltenste Fall ist aber wohl einem griechischen Kapitän begegnet, der eines Tages nach vierzehntägiger Irrfahrt mit wenigen Begleitern in völlig verhungertem und verstörtem Zustand auf einem winzigen Boot in einem euböischen Hafen einlief.

Diesem Mann geschah es zum zweiten Mal, dass er durch den Krieg sein Schiff verlor. Das eine Mal im vorigen Krieg durch die Deutschen und diesmal durch die Engländer.

Als sein Schiff im vorigen Weltkrieg von einem deutschen U.-Boot gesichtet und angehalten wurde, war sein Schiff als Feindfahrzeug dem Untergang verfallen. Der deutsche Kommandant aber sorgte dafür dass die gesamte Besatzung die Boote bestieg. Erst als alle Massnahmen zur Erhaltung der Menschen getroffen waren, wurde das Schiff versenkt.

Wiederum war es ein U.Boot, das vor wenigen Wochen sein Motorschiff anhielt, diesmal ein englisches. Es tauchte auf und fragte, ob deutsche Soldaten an Bord seien. Ehe der Kapitän Antwort, geben konnte, sprang eine griechische Frau an die Reling und rief hinüber, nur Griechen seien an Bord, ausser den Männern viele Frauen und Kinder. Voll Furcht und Todesnot schrie sie es dem britischen Kommandanten zu, ohne indes das Herz dieses Barbaren zu rühren.

Anscheinend ging es ihm nur deshalb darum, zu wissen, ob deutsche Soldaten an Bord seien, um sie lebend zu fangen. Die Griechen scherten ihn den Teufel. Ohne ihnen Zeit zu lassen, in die Boote zu gehen, liess er das Feuer eröffnen. Frauen und Kinder stürzten in ihrem Blut zusammen oder versanken mit dem untergehenden Schiff.

Nur wenige Männer retteten sich mit dem Kapitän, indem sie über Bord sprangen und nach langen Bemühungen ein kleines Beiboot freimachten, auf dem sie nach notvollster Irrfahrt endlich den Hafen erreichten.

UNSER AUSLANDSBERICHT

Sowjetpläne im Iran

Das grosse Spiel um den Weg zum Ozean

ISTANBUL

In den letzten Monaten ist es um die sowjetischen Pläne im Vorderen Orient auffallend still gewesen. Bei näherem Zusehen ergibt sich jedoch, dass diese Zurückhaltung nur äusserlich ist und dass in Wirklichkeit die zähe Verfolgung der alten imperialistischen Ziele in diesem Raum keineswegs nachgelassen hat. Es kann keine Rede davon sein, dass diese Hauptaktionsrichtung jeder russischen Aussenpolitik etwa vernachlässigt worden wäre, zumal die Konstellation im alliierten Lager die Stellung der Sowjetunion im Mittelmeerraum, nicht zuletzt infolge der politischen Hilflosigkeit der Angelsachsen gegenüber dem italienischen und französischen Problem, in der gleichen Zeit deutlich verstärkt hat.

Ueber die konkreten Absichten der sowjetischen Ausdehnungspolitik bestehen gerade in diesem Sektor allerdings keine Zweifel. Es geht, wie seit Jahrhunderten, auch heute wieder um nichts anderes als die Gewinnung des Ausganges zum Atlantik, der nicht nur durch die türkischen Meerengen, sondern — unter den heutigen technischen Bedingungen vielleicht noch günstiger — durch den kombinierten Land- und Seeweg über den Persischen Golf um den Suez-Kanal geblickt wird. Nicht umsonst bemühen sich die Sowjets, unter der Hand Aktien der Suez-Kanal-Gesellschaft zu erwerben, was durch einen besorgten Hinweis der englischen Finanzpresse ganz programmwidrig öffentlich bekannt geworden ist.

In diesen Zusammenhängen gewinnt die vor einigen Tagen erfolgte Umbildung der iranischen «Regierung» eine besondere Bedeutung, da sie darauf schliessen lässt, dass in Teheran politische Kräfte am Werk sind, die bei der augenblicklichen Kräfteverteilung zwischen den Alliierten im Vorderen Orient nur von Moskau aus dirigiert sein können. Der bisherige Aussenminister Muhammed Said Melaghi, der vom Schah auf Vorschlag des im Januar neugewählten Parlaments mit der Kabinettsbildung betraut worden ist, galt immer als besonders sowjetfreundlich. Er hat seit der Besetzung Irans vor zweieinhalb Jahren als Leiter des Aussenministeriums an der Herstellung einer völkerrechtlichen Fassade für die Abhängigkeit Irans von den Alliierten gearbeitet und ist deshalb wie kein anderer in der Lage, die Anpassung der Verträge und Abkommen an die neue Situation durchzuführen, die seit der Zusammenkunft Churchills und Roosevelts mit Stalin in Teheran die Sowjetunion endgültig als Vormacht in Iran, wenn nicht darüber hinaus, zeigt.

Ein wichtiges Zugeständnis an die Sowjets bildete die radikale Entfernung der Polen aus dem Vorderen Orient, die gerade auch in Iran zahlreich untergebracht waren. In Teheran und in den südiranischen Städten waren alle nicht waffenfähigen Flüchtlinge in starken Kolonien angesiedelt worden, die nach der Teheraner Konferenz dann plötzlich aufgelöst und in entlegene Teile des britischen Reiches verpflanzt wurden. Die aus ehemaligen Gefangenen gebildeten polnischen Truppenteile, die auf englischen Wunsch aus der Sowjetunion herausgebracht und vorwiegend im Irak stationiert worden waren, stehen heute an der italienischen Front.

Nachdem dieser besondere störende Faktor ausgeschaltet war, vollzog sich die planmässige Erweiterung der sowjetischen Befugnisse in Iran, die in der Regierungsumbildung jetzt, nach aussen kaum erkennbar, ihren konkreten Ausdruck gefunden hat. Dabei ist ganz bewusst darauf verzichtet worden, die Scheinselbständigkeit des iranischen Staates der Form nach anzutasten. Es ist vielmehr eine Methode eingeschlagen worden, die an die alten Methoden des russischen Imperialismus erinnert. In geschickter formaler Anpassung an die auch in Asien unaufhaltsame Entwicklung des nationalen Gedankens ist die Sowjetunion dazu übergegangen, die Existenz «nationaler» Teilrepubliken für ihre Zwecke auszunutzen.

Dem geeigneten Ausgangspunkt für die Bildung eines vielseitig benutzbaren politischen Hochfeldes bildete in Iran das ursprünglich im Nordwesten auf die Provinz Aserbeidschan beschränkte sowjetische Besatzungsgebiet, das nach der Teheraner Konferenz nach den allmählich durchsickernden Nachrichten stillschweigend verdoppelt worden ist. Gleichzeitig ist angedeutet worden, dass in diesem Gebiet eine kurdische Republik errichtet werden solle. Auf den Gedanken, den in weiten Teilen dieses Gebietes absolut vorherrschenden türkischen Charakter der Bevölkerung zur Grundlage einer politischen Neuordnung zu machen, hat man dabei bewusst verzichtet und dem kurdischen Element, das mit Türken wie mit Persern gleich verfeindet ist, den Vorzug gegeben.

Das Schicksal Irans scheint also entschieden. Das oft leichthin gebrauchte Wort von der «kalten Bolschewisierung» hat durch das zweifellos grossangelegte Spiel der sowjetischen Eroberungspolitik eine schwerwiegende neue Bedeutung erfahren, die nicht nur auf Iran gemünzt sein dürfte. Es drängt sich die Erinnerung an jene Lage vor 25 Jahren auf, wo die noch schwache bolschewistische Reichsgründung schon einmal versuchte, sich unter Ausnutzung ihrer wender- und mittelasiatischen Nachbarländer im Süden vorsorglich gegen Ueberraschungen aus dieser Richtung zu sichern. Auch heute ist dieses Spiel, dessen Grenzen schwer zu übersehen sind, nicht der Ausdruck militärischer und wirtschaftlicher Ueberlegenheit, sondern der durch die Ueberspannung der tatsächlichen Leistungskraft erzwungene Versuch, die fehlende echte Gestaltungskraft zu ersetzen.

Georg Streiter

IM BLICKFELD DER ADRIA

Privattelegramme zugelassen

Ab 16. April sind Privattelegramme im italienischen Inland zugelassen u.z. gewöhnliche, dringende und Blitztelegramme, jedoch immer bis zu höchstens 10 Textworten.

Diese Beschränkung gilt nicht für Telegramme von Aemtern oder Einrichtungen, die im öffentlichen Interesse arbeiten, und für Pressetelegramme. Der Tarif für gewöhnliche Telegramme beträgt Lire 1.— pro Wort Dringende Telegramme kosten das Dreifache, Blitztelegramme kosten das Doppelte wie dringende Telegramme.

TRIEST

Dieb auf frischer Tat ertappt

Kürzlich versuchte ein Taschendieb einem Herrn am Triestiner Bahnhof die Geldbörse zu stehlen, wurde jedoch dabei entdeckt und wandte sich zur Flucht Von einem Polizeibeamten gestellt und zum Kommissariat gebracht, gelangt es dem Gauner dort zum zweiten Mal zu fliehen. Abermals konnte die Polizei den Flüchtling verhaften.

Wohltätigkeitskonzert in Triest. Das gestern unter Udine angekündigte Konzert zu Gunsten der Flüchtlinge findet am Dienstag, den 18. d. M., um 18,30 Uhr in der Kathedrale von San Giusto in Triest statt. Das Konzert bringt Werke von Bach unter der Leitung des Maestro Illersberg.

GOERZ

Frecher Kleiderraub

In Cormons überwältigten nachts Einbrecher den Wächter eines Modenhauses und liessen sich die Schlüssel zum Warenlager geben, um dann eine Anzahl Stoffballen und Kleider in einem bereitgestellten Auto zu entführen. Die Polizei hat eine Untersuchung eingeleitet.

UDINE

Zigaretten und Tabak beschlagnahmt

Zur Bekämpfung der schwarzen Börse führte dieser Tage die Polizei eine Kontrolle verdächtiger Personen durch. Hierbei fielen ihr allein in Udine 108 Pakete Zigaretten und über sieben Kilo Tabak sowie andere Waren in die Hände. In Görz konnte die Polizei neben anderen Dingen 402 Pakete Zigaretten beschlagnahmen und dem normalen Handel zuführen.

Drei Schweine gestohlen

Während eines nächtlichen Gewittersturmes, der über Castions di Mura niederging, gelang es Dieben, in die Stallungen eines Gehöftes einzudringen und drei Schweine zu stehlen, die sie gleich an Ort und Stelle schlachteten. Eine Nachbarin, die verdächtige Geräusche gehört hatte, wagte es aus Furcht vor den Einbrechern nicht, Alarm zu schlagen. So konnten die Täter ungehindert entkommen. Nachforschungen blieben bisher ohne Erfolg.

VENEDIG

Grüsse durch den Rundfunk

Das Presseamt des Generalsekretariats der Fasci für das Ausland und Uebersee fordert alle Italiener, die früher ihren Wohnsitz im Ausland oder in Uebersee hatten und während des Krieges in das Mutterland zurückgekehrt sind und deren Familien oder Eltern noch ausserhalb der Heimat leben, auf, brieflich ihre genaue Anschrift der Dienststelle in Venedig mitzuteilen. Von der Dienststelle der Fasci können dann nach Möglichkeit Nachrichten an die im Ausland lebenden Angehörigen über den Rundfunk übermittelt werden.

Langfinger am Werk. Während eines der letzten Tage wurden in Venedig nicht weniger als sieben Fälle von Taschendiebstählen der Polizei gemeldet, die den Dieben eine Beute von insgesamt 5 000 Lire einbrachten. Die Gauner hatten es bei diesen Fällen nicht nur auf das Ausplündern von Handtaschen abgesehen, sondern entwendeten die einzelnen Beträge auch aus Hosen- und Kleidertaschen. In den meisten der Fälle handelt es sich bei den Bestohlenen um Frauen.

Wir können wieder baden!

Vom Badeleben am Adriastrand - Die ersten Bäder öffneten die Tore

«Spät kommst du, doch du kommst!» — Möchten wir dies nicht dem Frühling entgegenrufen, der in diesem Jahr so lange auf sich warten liess? Waren wir nicht schon ein wenig ärgerlich, als er sich nicht pünktlich nach dem Kalender einstellte? Und doch begrüssen wir ihn als einen lieben, alten Bekannten, nun, da er nach Triest fand, um verschwenderisch seine Gaben auszuteilen. Mit froher Laune geben wir uns seinen Reizen hin, saugen warmen Atem tief in uns hinein und suchen die bräunenden der Sonne.

Nur in den Mittagsstunden, wenn uns die Wärme schon reichlich bescheert wird und drückend in den engen Gassen brütet, denken wir mit einem leichten Säufzer an die kommende Hitze des Sommers, während wir die Schattenseiten der Strassen aufsuchen. Dann blicken wir auch sehnsüchtig nach der blau-schimmernden Adria, heimlich nach einem kühlen Hauch und die Lust zu einem erfrischenden Bad befällt uns.

Auf der Tram nach Barcola finden wir uns nicht allein mit dem Badegepäck unterm Arm. Mit tröstlicher Gewissheit zerstreuen sich unsere Bedenken, das wir vielleicht als Einzelne mit dem Entschluss zum Bad geblieben wären oder, am Ziel angelangt, noch verschlossene Pforten vorfinden konnten.

Im Bad empfängt uns ein fast sommerliches Bild. Die Stege und Brücken sind dicht bevölkert und nur mühsam finden wir auf dem schmalen steinigen Strand ein Plätzchen zum Sonnenbaden. Jung und Alt, Mann und Frau allerdings nach Geschlechtern getrennt, vielfarbenen Badeanzügen ein buntes Bild. Zwar ziehen die meisten von ihnen die Sonnenwärme dem noch etwas kühlem Wasser vor, aber dennoch finden sich viele, die unentwegt ihre Saltos vom hohen Sprungturm vorführen oder weit in die Bucht hinausschwimmen. Auch die Kleinsten, von ihren Müttern an der Hand geführt, planschen unter lautem Gekreische im seichten Wasser.

Unwillkürlich kommen wir mit unserem Nachbarn ins Gespräch. Verwundert es, wenn wir uns über das herrliche Wetter und die diesjährige Eröffnung der Badesaison unterhalten? Wir Neulinge können dabei viel Interessantes erfahren. Da erzählt zum Beispiel der Nachbar, dass er gestern im Savoia-Bad am Triestiner Hafen gewesen sei das ja fast das ganze Jahr hindurch geöffnet bleibe und dort habe in dem kleinen Badepfahldorf das gleiche bunte Treiben geherrscht, wie hier in Barcola. Der Mann weiss noch mehr. In Miramare, so sagt er, seien die Strandbäder noch nicht geöffnet und es könne leicht möglich sein, dass sie den ganzen Sommer hindurch aus zeitnahen Gründen geschlossen blieben. Auch vom Strandbad in Sistiana weiss er das gleiche zu berichten, «Nun», fügt er lachend hinzu, «es werden wohl Anfang Mai noch einige Bäder eröffnet werden, sodass wir Triestiner auch in diesem Sommer auf die Badefreuden nicht zu verzichten brauchen. Und ausserdem haben wir ja unser schönes und grosses Savoia-Bad in dem noch Viele Platz finden können.» Und dann plaudert er von den Badefreuden früherer und vor allem der Friedensjahre, in denen sich den Triestinern reichlichere Möglichkeiten zu einem Sonnen- und Wellenbad boten. Er spricht von Grado, wohin damals ein regelmässiger Badeomnibusverkehr eingerichtet war und ist begeistert von dem dortigen sandigen Strand, den man leider in der unmittelbaren Nähe Triests vermisst. Er fragt uns Deutsche, ob wir von den steinigen adriatischen Ufern nicht ein wenig enttäuscht seien, die aus unserer Heimat seien wir doch durch die kilometerbreiten Sandflächen an Nord- und Ostsee verwöhnt. «Sehen sie», fügt er dann hinzu, während er eine Handvoll Sand vom steinigen Boden zusammenscharrt, «man musste diesen Sand auf Kähnen von etwa 70 Kilometer weit entfernt Grado nach hier bringen, um uns Triestinern das Baden angenehmer zu machen. Auch in Grado und Sistiana musste man so verfahren. Und doch sind wir zufrieden mit den steinigen Gestaden der Adria, bietet sie doch den Tausenden, die auf Bädern an den Sommertagen dem Häusermeer der Stadt entfliehen, auf der Anfahrt und Abfahrt zum Baden einmalige, landschaftliche Reize.»

Wir aber freuen uns mit ihm auf den kommenden Badesommer, während dem wir gern in Wonne und Sonne Erholung von unserer Arbeit suchen wollen. Und wenn uns der Frühling mit immer mehr Sonnentagen beschenken wird, nehmen wir ebenso gern Vorschuss auf die sommerlichen Freuden.

Sonne, Wasser, Musik: frohe Laune
Freuden des Frühlings, denen auch die Triestiner nicht abgeneigt sind
Aufn: SS-PK Schaub

HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT

Zeichnungen aus «Quattrocentoventi» und «L'uomo di fatica»

Schuldlos: «Wenn du wüsstest wie ich mit dir gelitten habe...» «Reg' dich nicht auf, mein Lieber, es war nicht deine Schuld.»

Wahre Liebe: «Wenn du hier runter fielst, würde ich mich sofort hinterherwerfen.» «Um mich zu retten?» Nein, um mich zu vergewissern dass du nicht davon kommst.»

Attraktion: «Aber meine Herren, es ist schon längst Entwarnung!»

Fakirwünsche: «So ist nun mal mein Mann. Er geht nicht ins Bett, bevor ich es nicht angewärmt habe.»

Hilf dir selbst... «Ja, siehst du, ich hatte keine Leiter und da habe ich meinen Freund, den Teufel gebeten...»